Persönliche Erinnerungen

an den

Fürsten Bismarck

von

John Booth.

Herausgegeben

von

Heinrich von Poschinger.

Hamburg
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter)
1899.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Motto:

„Ich liebe die großen Bäume, das sind Ahnen.“

Ausspruch Bismarcks am 2. Oktober 1887.

Vorwort.

In einem kürzlich erschienenen Aufsatze wird ein merkwürdiger Umschwung in der Bismarck-Historiographie signalisirt. Es heißt da, es wäre natürlich, daß nach dem Hingange des Gewaltigen die Stimmen derjenigen verstummten, die Schattenseiten an ihm entdecken wollten, denn die Feindseligkeit erlösche mit dem Tode, Bosheit und Gehässigkeit müßten einer unbefangenen Würdigung weichen und die rein historische Größe alsdann mehr hervortreten. „Was etwa von menschlicher Schwäche an dem Verblichenen war, wird leichter übersehen, milder beurtheilt werden, wenn Neid oder Furcht keinen Einfluß mehr haben, das hinterlassene Werk aber täglich den Meister lobt und die Dankbarkeit der Nachlebenden fordert."

Wenn nun jener Aufsatz bei der neueren Bismarck-Historiographie diesen Erfahrungssatz nicht bestätigt findet, so kann ich, der ich die seit dem Ableben Bismarcks erschienenen Publikationen doch auch gewissenhaft verfolgt habe, ihm darin nicht beipflichten. Bismarcks politisches und menschliches Leben und Wirken ist, man kann sagen von der Wiege her, mit der Fackel der minutiösesten Forschung so intensiv beleuchtet worden, daß seine geschichtliche Figur für alle Zeiten feststeht, und nimmer kann es ihm wie dem großen Reformator Luther ergehen, dessen Erinnerung Jahrhunderte lang vergraben war unter den Bergen von Unrath, die seine Nachfolgerschaft darüber aufgethürmt hatte.

Bei Bismarck wird, wenn je sein Andenken einmal erblassen sollte, der Augenblick seiner Wiedergeburt kommen, wenn einmal die Archive der Reichs- und preußischen Staatsbehörden über ihn geöffnet werden können, wenn einmal dem deutschen Volke seine gesamte diplomatische und unpolitische Korrespondenz vor Augen gelegt wird. Was uns bisher davon zugänglich gemacht worden, ist — das ist keine Uebertreibung — nicht der tausendste Theil. Nur Sybel und ich haben überhaupt das Glück gehabt, während Bismarcks Amtszeit und unter seinen Augen[1] methodisch einen Theil seiner amtlichen Korrespondenz herauszugeben: Sybel die Zeit von Herbst 1862 bis 1866 in drei Bänden, ich die Frankfurter Gesandtenzeit von 1851 bis 1859 in drei Bänden und Bismarcks Thätigkeit auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete in zwei Bänden. Und selbst bei diesen Publikationen war nach Lage der Verhältnisse noch große Reserve geboten, eine sorgsame Auswahl der Piecen unter Beachtung der heterogensten politischen Rücksichten und Erwägungen.

Die Zeit, da Bismarcks gesamte amtliche Korrespondenz das Licht der Welt erblicken wird, steht noch in weiter Ferne; und wenn das zwanzigste Jahrhundert die Gesamtausgabe erlebt, so kann es sich dazu Glück wünschen. Bis dieser Zeitpunkt eintritt, bleibt der privaten Bismarck-Forschung ein um so umfassenderes Feld der Thätigkeit vorbehalten. Daß diese sobald nicht versiegt, dafür bürgen die sorgsamen Aufzeichnungen, welche zahlreich von Denjenigen gemacht worden sind, die das Glück hatten, im Laufe der Jahre dem Fürsten Bismarck näher zu treten. Quellen dieser Art zu finden, ist, da sie meist verborgen gehalten werden, freilich recht schwierig, mit-

[1] Nach Bismarcks Entlassung ist ergänzend Kohls Bismarck-Jahrbuch hinzugetreten, welches allerdings nur die nicht amtliche Korrespondenz Bismarcks bringen konnte.

unter spielt aber, gerade wie bei den natürlichen, der Zufall eine Rolle, so auch bei derjenigen, die hiermit weiteren Kreisen erschlossen werden soll. Bei Vorbereitung des im IV. Bande des Bismarck-Portefeuille enthaltenen Aufsatzes, betitelt „Bismarcks Verdienste um die Erschließung des Grunewalds" bekam ich von dem nachstehend mitgetheilten Schatze Kenntniß, und drang alsbald in seinen Verwahrer, mit dessen Verwerthung nicht bis zu einem Zeitpunkte zu warten, wo mancher der Zeitgenossen sich nicht mehr daran erfreuen könnte. Der Besitzer machte allerdings anfangs gegen eine publizistische Verwerthung seiner Aufzeichnungen lebhafte Einwendungen; dieselben böten für die Allgemeinheit nicht genügendes Interesse, da der Historiker darin kaum nennenswerth Neues entdecken würde; er scheute sich, die lediglich für sich und seine Familie angelegten Tagebuchblätter durch ihre Veröffentlichung zu profaniren und der rohen, brutalen Oeffentlichkeit zu opfern oder gar den Schein zu erwecken, daß ihn, wie es gerade bei einer neueren, berüchtigten Publikation der Fall war, eine gewinnsüchtige Absicht leite. Demgegenüber konnte ich nur einwenden, daß alles, was an einem großen Manne interessirt, auch der Mittheilung werth sei, und daß Ludwig Bamberger recht habe, wenn er in seinem „Bismarck Posthumus" bemerkte, die Bedeutung des ersten Kanzlers des Reichs rechtfertige, daß für das Studium seiner Persönlichkeit und seiner Handlungen nichts klein sei. Im vorliegenden Falle kommt aber noch eins hinzu: Ich kenne wenig Aufzeichnungen, die Bismarck, insbesondere von der rein menschlichen Seite, so hell beleuchten, wie die vorliegenden, und die fast auf jeder Seite neue Lichtblicke eröffnen in seine Liebe zur Natur. Tiefste Verehrung und Bewunderung für den großen Staatsmann, sowie Empfänglichkeit für den Zauber, welchen die ursprüngliche und gemüthvolle Persönlichkeit Bismarcks umgab, haben hier die Feder geführt, gepaart mit einer feinen Beobachtungs- und gefäl-

ligen Erzählungsgabe. Auch giebt es wenige Besucher Bismarcks, denen gegenüber er sich so offen und rückhaltslos aussprechen konnte, wie zu dem Besitzer unseres Tagebuchs. Und das kommt daher, daß unser Gewährsmann ihm gegenübergetreten ist nicht als ein Untergebener oder fremder Staatsmann, oder als politischer Parteimann (Parlamentarier), oder als einer, der auf persönliche Auszeichnungen bedacht war, sondern als rang- und titelloser Privatmann, dessen Anziehungskraft für Bismarck lag in dessen sympathischer Gesamtpersönlichkeit, gepaart mit reichen Erfahrungen auf einem Gebiete, das dem Fürsten besonders am Herzen lag: der Baumwelt.

Ich lasse nun die John Booth'schen Aufzeichnungen folgen.

Berlin, im September 1899.

Heinrich von Poschinger.

Im Frühjahr 1877 erschien aus meiner Feder in Berlin bei Julius Springer eine Schrift, betitelt: „Die Douglas-Fichte und einige andere Nadelhölzer, namentlich aus dem nordwestlichen Amerika, in Bezug auf ihren forstlichen Anbau in Deutschland.“ Ich wollte darin einen Beitrag zur Frage liefern, welche fremden Tannenarten für einen Theil unseres deutschen Vaterlandes sich als anbauwürdig im Großen erweisen. Es sollte namentlich versucht werden, zu zeigen, von wie vielen lokalen und individuellen Gründen die mehr oder minder erfolgreichen Resultate der hierauf bezüglichen Versuche abhängen und wie schwierig es sich häufig durch mancherlei in Betracht kommende Umstände gestaltet, ein abschließendes Urtheil zu erlangen.

Auf dieses Buch bezieht sich der folgende Schriftwechsel.

Klein-Flottbek, den 16. August 1877.

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht

würde ich das anbei erfolgende Buch schon früher geschickt haben, wenn ich nach Zeitungsberichten nicht hätte annehmen müssen, daß alle derartigen Sendungen an Eure Durchlaucht überhaupt gar nicht berücksichtigt würden.

Herr Oberförster Lange aus Friedrichsruh, welcher den gestrigen Tag bei mir zugebracht hat, um einen Theil meiner ausgedehnten Kulturen zu besichtigen, hat mir versprochen, die kleine Schrift direkt und sicher in Eurer Durchlaucht Hände ge-

langen zu lassen und mit der ganz ergebenen Bitte meinerseits begleite ich dieselbe, sie von mir geneigtest annehmen zu wollen. Wenn ich meiner besonderen Verehrung ferneren Ausdruck verleihen darf, so bitte ich, mir gestatten zu wollen, von einzelnen der in meinem Buche beschriebenen Arten einige hundert bereits herangewachsener, sieben bis zehn Fuß hoher, prächtiger Bäume in Friedrichsruh im nächsten Frühjahre pflanzen zu dürfen, an den von Eurer Durchlaucht zu bestimmenden Plätzen.

In höchster Verehrung

Eurer Durchlaucht treu ergebener

John Booth.

*

Berlin, den 23. August 1877.

Special-Bureau des Reichskanzlers.

An

Herrn Booth

Wohlgeboren

Klein-Flottbek.[1]

Eure Wohlgeboren beehre ich mich ergebenst zu benachrichtigen, daß der Fürst von Bismarck das ihm übersandte Werk gern entgegengenommen hat und dasselbe, sobald es seine Zeit erlaubt, mit Interesse lesen wird.

Ich bin beauftragt, Eurer Wohlgeboren den verbindlichsten Dank des Fürsten für die Seiner Durchlaucht erwiesene freundliche Aufmerksamkeit zu übermitteln.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Euerer Wohlgeboren ergebenster

von Kurowsky

Regierungs-Assessor.

*

[1] Bisher unveröffentlicht. Diese und sämtliche folgenden Anmerkungen sind vom Herausgeber.

Wenn ich auch schon lange den Wunsch gehabt hatte, dem großen Manne einmal in persönlichem Verkehr nahe zu treten, so wollte ich doch andererseits den Anschein vermeiden, als ob ich durch die Uebersendung des erwähnten Buches meinerseits irgend etwas von ihm zu erlangen beabsichtigte. Damit darüber allseitige Klarheit herrsche, schrieb ich Herrn Lange einen Brief, um dem Fürsten denselben vorlegen zu können, worin ich namentlich betonte, daß es mir nicht um eine äußere Anerkennung zu thun sei, da ich für meine Stellung und Verhältnisse genügend äußere Ehrenzeichen hätte, überhaupt aber all' diesen Dingen gegenüber, um mit des Fürsten eigenen Worten zu reden, das Gefühl „absolutester Wurschtigkeit" besäße.

Bei dem Interesse, welches Fürst Bismarck für den Wald hat, durfte ich indessen durch persönliche Besprechung der von mir angeregten forstlichen Fragen eine erfreuliche Förderung derselben seitens des Fürsten erwarten.

Der erste Besuch fand im Frühjahr 1878 statt. Im Laufe der nächsten Jahre bin ich wiederholt in Friedrichsruh wie in Berlin sein Gast gewesen, habe mich jederzeit besonders gütiger Aufnahme zu erfreuen gehabt, häufig anderen gegenüber sehr bevorzugt — und wenn ich selbst in meinen forstlichen Angelegenheiten nicht durch ihn mächtig gefördert worden wäre, so würde es für mich persönlich schon ein großer Erfolg gewesen sein, daß sich mir die Gelegenheit bot, den Fürsten in einer Weise kennen zu lernen und mit ihm zu verkehren, wie es verhältnißmäßig nur Wenigen zu theil geworden ist. Die Zurückgezogenheit, in welcher er in Friedrichsruh lebte, — das Interesse und Vergnügen, welches er für unsere Pflanzungen hatte, versetzten ihn in besonders behagliche Stimmung, welche sich in seiner Unterhaltung nach jeder Seite hin äußerte, wenn wir tagsüber stundenlang gepflanzt hatten oder wenn ihm das Herumstehen schließlich zu lang und es kalt wurde und wir dann in den Wald gingen. Mit dem Fürsten in dieser Weise verkehrt zu haben, wird für mich stets die interessanteste Erinnerung meines Lebens sein.

In einem Artikel von Max Müller „Die individuelle Freiheit" (Deutsche Rundschau, Februar-Heft 1880) wird ein Ausspruch von

Professor Helmholtz citirt: „Wer einmal mit einem oder einigen Männern ersten Ranges in Berührung gekommen ist, dessen Maßstab ist für das Leben verändert.“ Die Richtigkeit dieses Ausspruches habe ich an mir selbst in vollstem Maße erfahren. Wie Mancher, den ich bisher mit besonderem Respekt angesehen hatte, erschien mir nach der Bekanntschaft mit dem großen Kanzler als sehr klein und unwillkürlich habe ich im späteren Leben bei Begegnung mit sogenannten „großen Männern“ immer an die Persönlichkeit des Fürsten denken müssen, im Vergleich mit dem die anderen wie Zwerge erschienen.

*

Nachdem Bismarck im April 1878 nach Friedrichsruh gereist war, meldete ich, anknüpfend an frühere Briefe, daß ich ihm eine Sendung derjenigen exotischen Nadelhölzer machen würde, welche ich in meinem obenerwähnten Buche als für die Waldkultur im Großen geeignet beschrieben habe, damit er die Entwickelung derselben vor Augen haben und auf diese Art sich ein eigenes Urtheil bilden könne.

Am 20. April ließ mich der Fürst auffordern, ihn an einem der nächsten Tage zu besuchen, worauf ich am folgenden Tage die Nadelhölzer nach Friedrichsruh abgehen ließ. Am 23. ließ er mir sagen, er sei leider seit drei Tagen unwohl (Erkrankung an der Gürtelrose) und möchte ich meinen Besuch bis auf weitere Nachricht aufschieben.

Am 4. Mai war der Fürst so weit hergestellt, daß er die eingeschlagenen Pflanzen besehen konnte, wie das aus dem folgenden von dem Grafen Herbert geschriebenen und von dem Fürsten eigenhändig unterzeichneten Briefe[1] erhellt:

Friedrichsruh, 4. Mai 1878.

Durch meine Erkrankung bin ich so lange an das Zimmer gefesselt worden, daß ich erst bei meinem heutigen Ausgange die

[1] Bisher unveröffentlicht.

schönen Koniferen gesehen habe, welche von Ihnen zur Zierde meiner Parkanlagen bestimmt sind. Die reiche Auswahl derselben hat mich in der That überrascht und ich sage Ihnen für diese seltene Sammlung edler Nadelhölzer meinen verbindlichsten Dank in der Hoffnung, daß es mir noch vor meiner Abreise von hier vergönnt sein wird, denselben mündlich zu wiederholen.

v. Bismarck.

*

Ueber meine erste Begegnung mit dem Reichskanzler besagt mein Tagebuch:

Friedrichsruh, den 6. Mai 1878.

Es war ein herrlicher Tag. Meine Erwartung, daß der Fürst sich an der Pflanzung betheiligen würde, war gleichwohl nur eine geringe, da er doch noch Rekonvaleszent war. Um 12½ Uhr traf ich in Friedrichsruh ein, vom Oberförster Lange am Bahnhof empfangen. Wir gingen in das kaum fünf Minuten abgelegene, von einer hohen Mauer umgebene Wohnhaus des Fürsten und wurden in das Parterrezimmer des Grafen Herbert geführt. Ein Fenster stand offen, Bismarck sahen wir auf das Haus zuschreiten; als er uns drinnen erblickte, trat er heran; eine Vorstellung war, da er wußte, wer ich sei, nicht nöthig; er reichte mir durchs Fenster die Hand. „Im Jahre 1837 — sagte er, die Arme auf die Fensterbank legend —, bin ich zum ersten Male in Ihren bekannten Gärten in Flottbek gewesen und erinnere ich mich noch sehr gut des Eindrucks, den damals Ihre Gewächshäuser auf mich machten."

Nach einer kurzen Unterhaltung, die durchs Fenster geführt wurde, trat ich ins Freie, um den Fürsten an die Stelle zu begleiten, wo heute die Pflanzung ausgeführt werden sollte. Inzwischen war auch die Fürstin hinzugekommen, Bismarck stellte mich seiner Gemahlin vor; sie fragte, ob sie mitkommen sollte, worauf er sie bat, später nachzukommen.

Hinter dem Hause zieht sich der Park, nach der Aumühle zu, hin, bald unterbrochen durch ein Feld, und hier sollte zum Schutz gegen westliche Winde ein Gürtel gepflanzt werden. Auf dem Wege

dahin hatte ich Muße, mir den Fürsten genauer anzusehen, da der allgemeine Eindruck beim ersten Begegnen etwas Ueberwältigendes auf mich gehabt hatte. Sein Aussehen war heute ein ganz anderes, als wie er mir aus meinen früheren Erinnerungen im Reichstage u. s. w. vor Augen stand, denn er hatte sich während seiner letzten Krankheit den Bart nicht abgenommen und so war sein Gesicht von einem ganz weißen Vollbart umrahmt, welcher seinem Ausdruck etwas ungemein Weiches gab.

Ein großes baumwollenes Halstuch mit violetten Punkten, wie die Arbeiterfrauen es zu tragen pflegen, war breit um den Hals gewunden und zog zeitweilig auch das Kinn sich dahinter zurück. Eine seidene, gesteppte Jacke und darüber eine dunkle Joppe und dunkle Beinkleider vollendeten den Anzug. In dem weiten und bequemen Zivilanzug machte er mir nicht den großen Eindruck wie in dem Militärrock.

Während wir nun langsam weitergingen, begann er über den nun ziemlich vollendeten Umbau des jetzt von ihm bewohnten Hauses zu sprechen, — früher ein bekanntes Logirhaus und Restaurant für Sommergäste aus Hamburg. „Ein neues Haus habe ich bei meinem Alter nicht mehr bauen wollen, das würde zu meinen Lebzeiten nicht mehr austrocknen, das kann mein Sohn thun. Mir paßt dieses sehr gut. Ich habe es hier vorgefunden, habe es etwas ausgebaut und so hat Niemand das Recht zu kritisiren; nebenbei leide ich am Eisenbahnfieber, und so ist mir die unmittelbare Nähe höchst angenehm; in wenigen Stunden fahre ich von der Wilhelmstraße hierher.“

Mittlerweile waren wir an der Pflanzstätte angekommen, wo der Oberförster mit zehn Arbeitern wartete. Bismarck bat Ersteren, er möge ihm einen Stuhl holen lassen, das Stehen würde ihm schwer. Er entwickelte nun seine Meinung über die Pflanzung, wie er sie sich gedacht, gab für manchen Baum den Platz an — ohne indessen, wie er ausdrücklich betonte, vorgreifen zu wollen —, und war ganz bei der Sache. Nachdem der Stuhl gebracht war, setzte er sich, und es war schade, daß Niemand zur Stelle war, dieses Bild zu fixiren: Bismarck, auf einem Stuhl sitzend, beide Arme auf einen großen Stock stützend, das Kinn auf die Arme gelegt, an

jeder Seite eine schwarze Dogge — die Pflanzung vor sich kontrollirend —, die im ersten Grün prangenden Buchenwälder im Hintergrunde und darüber ein schöner Himmel von selten reinem Blau. Nachdem wir eine halbe Stunde gepflanzt hatten und eine sofortige Wirkung durch die prächtigen Tannen erzielt war, erhob er sich von seinem Platze und war sichtbar erfreut. „Entschuldigen Sie mich nun, ich muß mich etwas legen, meine Beine sind schwach und das lange Sitzen greift mich an."

Nach einer halben Stunde kam er zurück und freute sich sehr über die fast vollendete Pflanzung. Viel geruht hatte er übrigens nicht, da er sich inzwischen umgekleidet hatte; er trug nun einen langen dunkelblauen Tuchrock, mit einer Reihe Knöpfe, oben zugeknöpft, mit großen Taschen an den Seiten, — dieser Rock paßte vortrefflich zu seiner ganzen Statur.

Nachdem wir noch bis vier Uhr gepflanzt hatten, forderte er mich auf, mit ihm zu gehen, um mir einiges von seinem Besitz zu zeigen. Wir besahen den Bau der neuen Schleuse, über dessen langsamen Fortgang er bitter klagte; wenn die Leute immer fehlten, wolle er sich lieber Arbeiter aus Magdeburg kommen lassen; so kamen wir zur Wohnung des Oberförsters Lange. Die Frau desselben kam und erkundigte sich nach seinem Befinden; er gab ihr die Hand und sagte: „Wie soll es mir gehen, wie es einem alten, mit den Nerven bankerotten Manne gehen kann." Darauf nahten sich auch die Kinder des Oberförsters, denen er guten Tag sagte, sich nach ihrer Schule erkundigend. Auf das Haus selbst deutend, sagte er: „Hier habe ich bisher gewohnt, wenn ich in Friedrichsruh war."

Ich bemerkte, daß ich mich bei einem Besuche des Oberförsters im letzten Jahre gewundert hätte, gesehen zu haben, wie er sich dort in den kleinen Räumen beholfen hätte. „Es war die glücklichste Zeit meines Lebens — erwiderte der Fürst —, und nur wenn Besuch kam, konnte es unbequem werden; so z. B. war im vorigen Jahre der russische Botschafter in London, Schuwaloff, hier; er mußte dort oben kampiren — dabei zeigte er lachend auf ein Dachfenster —, da wohnte sonst die Kammerjungfer meiner Frau, sie mußte ausquartirt werden."

Dann erzählte er von der früheren Mißwirthschaft im Sachsenwalde bis in die neueste Zeit; er habe viele Veränderungen getroffen, die Holzlieferungen — Deputate —, mit denen ein großer Mißbrauch getrieben, habe er größtentheils abgelöst und sich natürlich viele Feinde gemacht; ein Pastor habe seit Jahren statt des ordnungsmäßigen Brennholzes sich große Buchenstämme ausweisen lassen, welche er dann zu Parketts verkauft habe. Daran anknüpfend, kam er auf die früheren Zustände in der dänischen Zeit, auf die holsteinischen Kriege zu sprechen und äußerte sich bitter über die Zusammensetzung des Reichstages, wie derselbe zu viel Doktrinäre enthalte, die alles besser wissen wollten und nichts leisten könnten, Männer mit festem Einkommen und sicheren Stellen, die nicht den täglichen Kampf ums Dasein zu kämpfen hätten, und er schloß mit einem Worte über die übermüthigen Geheimräthe. Was mir bei diesen Bemerkungen, auch da, wo sein Urtheil sehr scharf war, auffiel, war eine gewisse Sanftheit in der Sprache, die ich bei seinen Reden im Reichstage nie bemerkt hatte.

So war es halb sechs Uhr geworden; wir gingen ins Haus und dann zu Tisch. Der Fürst stellte mich seiner Tochter vor und forderte mich auf, ihr den Arm zu geben, während der Graf Lehndorff, den ich früher in Lichterfelde kennen gelernt hatte, die Fürstin führte. Der Fürst saß obenan, Graf Lehndorff zu seiner Linken, ich zur Rechten, neben der Fürstin der Arzt des Fürsten, Dr. Struck, dann Graf Herbert und der Oberförster. Bismarck bekam Krankenkost, ein Huhn mit Suppe, aß nur wenig und trank zwei Flaschen Pappenheimer Bier. Er war angegriffen, sprach nicht viel und unterhielt sich über Tisch meistens mit seinem Arzt über seinen Gesundheitszustand und was sie diese Nacht gegen seine Schmerzen thun wollten. Nur einmal, als die Rede auf Rußland kam, schwang er sich zu einer längeren Ausführung auf. Graf Lehndorff fragte nämlich, was für ein Mann der verstorbene Reichskanzler Graf Nesselrode gewesen sei. Ich beschrieb ihn, worauf Bismarck fragte: „Woher kannten Sie ihn?“ Ich erwiderte, daß er seit einer langen Reihe von Jahren mit meinem verstorbenen Vater in Korrespondenz gestanden und ein Jahr vor seinem Tode

mich in Flottbek, um meine Pflanzensammlungen zu sehen, besucht hätte. Darauf sagte der Fürst: „Sie haben Recht, er war ein sehr feiner Mann, einer von den wirklich vornehmen Russen, Gortschakow" — hier besann er sich und sagte das offenbar ungünstige Urtheil halblaut, nicht verständlich —; dann weiter: „Von denen aber, die sich heutzutage russische Fürsten nennen, excellirt mancher in Brutalitäten" — und nun erging er sich über russische Zustände in einer Weise, welche mir klar machte, daß er das Zusammengehen mit Rußland und das russische Bündniß nur so lange hinnehme, als es ihm für Deutschland nützlich erscheine;[1] freilich kann er das von der Tribüne aus nicht sagen.

Beim Dessert brachte ein Diener zwei Teller Fleisch für die Hunde, welche Bismarck eigenhändig fütterte und sein Vergnügen dabei hatte, ihnen große Stücke quer durch's Zimmer zu werfen.

Das Essen war einfach, gut zubereitet, der Tisch ohne Luxus gedeckt, wie man es bei einem Landedelmann der alten Schule findet.

Nach Tisch gingen wir in ein kleines Zimmer, wo die Fürstin Cigarren umherreichte, und Alles rauchte. Bismarck ließ sich zum ersten Male nach seiner Krankheit eine Pfeife geben, stellte sie aber nach zehn Minuten wieder fort, da sie ihm noch nicht schmeckte. „Ich glaube — sagte er —, wenn ich hier noch acht Tage mit Ihnen pflanzen könnte, dann incognito einige Monate reiste und wir im Herbst hier weiter pflanzten, so wäre alles dieses für mich besser, als meine eigentliche Thätigkeit."[2]

Der Fürst hatte telegraphiren lassen, daß der Kurierzug in

---

[1] Vorahnung der deutsch-feindlichen Haltung Rußlands im Jahre 1879, die Bismarck zum Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses zwang.

[2] Recht deutlich kommt Bismarcks Liebe für die Pflanzenwelt zum Ausdruck in einem an den Generalkonsul v. Lade in Geisenheim im Sommer 1887 gerichteten Schreiben; so heißt es daselbst: „Ich beneide Sie um Ihre Lieblingsbeschäftigung am Abend Ihres Lebens; die Pflanzenwelt ist für die ihr gewidmete Pflege empfänglicher und dankbarer als die Politik. Es war das Ideal meiner jungen Jahre, mich als Greis im Garten mit dem Okuliermesser sorgenfrei vorzustellen."

Friedrichsruh halte, und so blieb ich bis 8½ Uhr, er bedankte sich für meinen Besuch und hoffte, mich im Herbst wiederzusehen.

*

Mitte Oktober 1878 deutete ich dem Oberförster Lange meine Absicht an, die im Frühjahr unvollendet gebliebenen Anpflanzungen der zu forstlichen Versuchen bestimmten ausländischen Nadelhölzer auszuführen. Am 24. Oktober erhielt ich aus Friedrichsruh die Nachricht, der Fürst sei erfreut über mein Vorhaben und er wolle sich selbst der Gefahr einer Erkältung aussetzen, wenn er nur bei der Anpflanzung anwesend sein könne. Da der Fürst am 1. November von Friedrichsruh abzureisen gedenke, um die Hochzeit seiner Tochter, der Gräfin Marie, zu feiern, so sei die Zeit etwas knapp bemessen.

Infolge dieser Mittheilung fuhr ich am 30. Oktober nach Friedrichsruh und folge wiederum den Aufzeichnungen in meinem Tagebuch.

Friedrichsruh, den 30. Oktober 1878.

Ein milder Herbsttag hatte sich aus einem trüben, dunklen Morgen entwickelt und als ich um ein Uhr in Friedrichsruh eintraf, kam selbst die Sonne mit mattem Scheine durch. Der Fürst war im Garten; als er mich in der Entfernung kommen sah, kam er auf mich zugegangen, gab mir die Hand und begrüßte mich. Sein Aussehen war vortrefflich, was mir um so mehr auffiel, als er bei der letzten Begegnung im Mai recht schwach und kümmerlich ausgesehen hatte. Mein damaliger Eindruck war, daß wir ihn nicht lange mehr behalten würden.

Dieses Mal trug der Fürst hohe Schmierstiefeln bis ans Knie, einen dicken grauen Oberrock und eine Mütze von demselben Stoff. Sein Gesicht war frisch und voll, und der ganze Eindruck war der des Wohlbefindens und der Behaglichkeit. Ich konnte nicht unterlassen, meiner Freude über diese günstige Veränderung Ausdruck zu geben, worauf der Fürst, nachdem er sich auf eine Bank gesetzt und seinen Sohn Wilhelm Bier kommen zu lassen geheißen hatte, sagte: „Ja, ich war damals recht schlecht und nun gleich darauf diese Auf-

regungen. Es war nach den Attentaten[1] keine leichte Sache, die Kollegen unter einen Hut zu bringen, daß dieselben für die Auflösung des Reichstages stimmten[2] und sodann die Genehmigung des Kronprinzen, welcher für den erkrankten Kaiser die Regierung führte, zu erwirken. Aber Recht habe ich doch gehabt. Und dann der Kongreß![3] Ich hatte die größte Lust, gleich wieder von Berlin abzureisen, aber ich sah, daß dann nichts zu stande kommen würde und sie wieder alle auseinander gehen würden, wenn ich nicht dabei bliebe. Die geistige Abspannung, in der ich mich damals befand, war schrecklich!

Ganz abgesehen von der Wichtigkeit der Verhandlungen ist es äußerst angreifend, in einer fremden Sprache, wenn man dieselbe auch noch so fließend spricht, sich so korrekt auszudrücken, daß es ohne weiteres ins Protokoll aufgenommen werden kann. — Ich schlief selten vor 6, oft auch erst um 8 Uhr Morgens einige Stunden, war dann bis 12 Uhr für Niemanden zu sprechen, und in welcher Verfassung ich dann für die Sitzungen war, können Sie sich denken. Mein Gehirn war wie eine gallertartige, unzusammenhängende Masse. Ehe ich in den Kongreß ging, trank ich zwei bis drei solcher Biergläser allerstärksten Portweines (dabei zeigte er auf das in der Hand haltende Bierglas), um das Blut ordentlich in Wallung zu bringen — ich wäre sonst ganz unfähig gewesen zu präsidiren."

Darauf gingen wir zu der Pflanzung, die ihm, wie das erste Mal, mit dem prachtvollen Material ausgeführt, wirkliches Vergnügen machte; auch sein Sohn Wilhelm war die ganze Zeit mit uns. Die Fürstin kam um 5 Uhr mit der Comtesse Marie von Kiel, wo diese die zukünftige Schwiegermutter Gräfin Rantzau besucht hatten. Der Fürst ging an die Bahn, um sie zu empfangen und bat mich, wenn ich mit der Pflanzung fertig, in sein Zimmer zu kommen.

---

[1] 11. Mai erster (Hödel), 2. Juni zweiter (Nobiling) Mordversuch auf den Kaiser.

[2] 11. Juni 1878.

[3] Berliner Kongreß vom 13. Juni bis 13. Juli 1878.

Um 6 Uhr gingen wir zu Tisch; der Fürst forderte mich auf, seiner Frau den Arm zu geben. Er präsidirte, ich saß zu seiner Rechten mit der Fürstin, dann Graf Herbert, zu seiner Linken die Comtesse, Graf Wilhelm und der Oberförster. Es entwickelte sich nun eine höchst anmuthige Familienscene; ganz ungenirt und mit Offenheit wurde alles auf die in acht Tagen stattfindende Hochzeit bezügliche besprochen, und da es die ersten Leute im Staate betraf, so war es wirklich interessant, zu lauschen. Wer eingeladen werden sollte, wer nicht, war eins der Hauptthemata, und die kurzen Urtheile des Fürsten über Persönlichkeiten waren äußerst bezeichnend und ließen mitunter tief blicken.

Graf Herbert hatte seiner Mutter ein Packet Briefe gegeben, welches diese mit zu Tische nahm; während des Essens öffnete sie dieselben und machte daraus Mittheilungen, als ob kein Fremder zugegen wäre. Bismarck hörte alles ruhig mit an und warf nur zuweilen einige Bemerkungen dazwischen. „Die russische Fürstin N. . . — sagte die Frau des Hauses — wird zum Einzug des Kaisers im Dezember (nach dem Attentat) nach Berlin kommen,“ worauf Bismarck, ohne Jemanden anzusehen, erwiderte: „Alter Polizeispion.“

„Den Grafen Mouy von der französischen Botschaft habe ich, da wir so befreundet sind, eingeladen,“ bemerkte die Fürstin. „Dann müssen wir — sagte Bismarck — als Gegenstück Arapoff von der russischen Botschaft haben.“ „Wie denkst Du über die Botschafter, Ottochen?“ fragte die Fürstin, worauf Bismarck antwortete: „Karolyi steht mir am nächsten, aber das geht nicht; lade ich ihn ein, muß ich die Russen und Türken auch haben und die möchte ich bei dieser Gelegenheit nicht sehen. Auch kann die Trauung nicht in der Kirche sein — fuhr er fort —, denn ich kann es ohne Mütze nicht ertragen.“ „Nebenbei — sagte die Fürstin — würde es ein Auflauf werden, sonst wäre ich allerdings für eine Feier in der Kirche gewesen.“

So ging die Unterhaltung weiter; schließlich sagte Bismarck, halblaut, zu mir gewendet: „Sie glauben gar nicht, was mir bei dieser Familienverbrüderung in Berlin alles bevorsteht; all’ die

Bismarcks, Puttkamers und Rantzaus, zwei bis drei Generationen und all die jungen, die man gar nicht kennt."

Die Fürstin fragte mich, als wir beim Rauchen in dem neueingerichteten Salon saßen, wie ich die Einrichtung fände, worauf Bismarck, ohne meine Antwort abzuwarten, sagte: „Ich habe niemals einen so vernünftigen Tapezier gesehen, sehen Sie nur, wie er für die Hunde gesorgt hat." Die Gardinen hingen nämlich nach damaliger Mode so lang auf die Erde, daß die Hunde sie wie ein Kissen benutzten. „Die muß er kürzer machen und abschneiden," sagte die Fürstin. „Dann sollt Ihr, was Ihr am eigenen Körper zu viel mit herumschleppt, auch nur kürzen lassen," erwiderte Bismarck launig.

Dann berichtete die Fürstin über die allgemeine Unzufriedenheit, welche in Kiel in den Kreisen der Marine unter der Verwaltung von Stosch herrsche. Bismarck sagte nichts, hörte zu, rauchte und schien hier und da zu lächeln.

In Kiel hatte die Fürstin auch den Grafen Brockdorff-Ascheberg gesehen, den Schwager des Grafen Rantzau, welcher vor einigen Jahren große Besitzungen in Livland erworben und von denen er mir gelegentlich erzählt hatte. „Er ist doch sehr zufrieden mit diesem Ankauf," erzählte nun die Fürstin; worauf Bismarck sich des weiteren über Rußland ausließ.[1] „Ich würde mich niemals in Rußland ankaufen wegen der unsicheren politischen Verhältnisse; wer garantirt mir, wenn morgen der Thronfolger und mit ihm das slavische Element zur Herrschaft kommt, meinen Besitz — und wenn ich ihn behalte, welchen Chikanen bin ich als Deutscher ausgesetzt.

Als ich Gesandter in Petersburg war, kamen häufig Landsleute mit ihren Beschwerden zu mir, ich konnte nichts anderes

---

[1] Auch die folgenden Bemerkungen zeigen den prophetischen Blick Bismarcks; bekanntlich erschienen in den achtziger Jahren Erlasse zur Russifizirung der westlichen Provinzen, welche für die ausländischen Besitzer die schwersten Unzuträglichkeiten im Gefolge hatten. Deutsche hatten nur die Wahl, sich naturalisiren zu lassen oder ihre Besitzungen à tout prix zu verkaufen.

thun, als sie an unseren Faktor von der Gesandschaft verweisen, welcher genau die in Rußland gebräuchlichen Mittel und Wege kannte.“ Eines Tages sei ein guter Freund zu ihm (Bismarck) gekommen, um ihn zu bitten, sein Interesse zu fördern, auch diesen habe er an den Faktor gewiesen und ihn gebeten, nach einigen Tagen wiederzukommen und zu berichten. Er sei sehr zufrieden gewesen und habe Folgendes erzählt: Der betreffende General habe ihn zu einem Frühstück eingeladen, ihn nach demselben in einen großen Saal geführt, wo eine Menge ganz werthloser Bilder hingen. Eins von diesen habe er besonders gerühmt, darauf erklärt, er trenne sich nur schwer davon, aber für 2000 Rubel wolle er es ihm abtreten. Nun habe er die Sache gemerkt, das Bild bezahlt und seinen Zweck erreicht. —

Um halb zehn Uhr empfahl ich mich, nachdem verabredet war, daß ich bald nach seiner Rückkehr von der Hochzeit wiederkommen solle.

*

Am 12. November 1878 erhielt ich aus Friedrichsruh die Mittheilung, der Fürst sei dorthin bereits wieder zurückgekehrt und er bäte mich, bezüglich der fortzusetzenden Pflanzungen ganz nach meiner Zeit disponiren zu wollen, da ihm jeder Tag zur Betheiligung recht sei.

Ich gebe wieder dem Tagebuch das Wort.

Friedrichsruh, 19. November 1878.

Der Fürst war in heiterer Stimmung und froh, daß er die Hochzeit hinter sich habe. Auf meine Frage, wie sie ihm bekommen, sagte er: „Sehr schlecht! Große Menschenmassen kann ich nicht vertragen und trotz der langen Erfahrung bin ich als Wirth immer ängstlich, meine Frau noch mehr, und so schwirren wir wie zwei Fliegen in einer geschlossenen Laterne umher, greifen unberufen ein und bringen alles in Unordnung.“

Während wir pflanzten, sagte er verbindlich: „Es hat meiner Frau sehr leid gethan, daß sie heute nicht hier sein konnte; — die Fürstin Odescalchi, welche hier zum Besuch ist, wollte den Cirkus

Renz gern sehen und da heute die letzte Vorstellung ist, sind die Damen nach Hamburg gefahren."

Da es etwas naßkalt wurde, mochte er nicht länger stehen und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Wir verließen den Park, er selbst öffnete das Thor und nach wenigen Minuten sah ich, wie wir auf unserem Gange von jetzt ab bewacht wurden. Einige hundert Schritte von uns und hinter uns und in ebensolcher Entfernung an unserer Seite ging einer von seinen Geheimpolizisten. Standen wir, so standen auch sie, kehrten wir um, so machten sie dieselbe Bewegung; Bismarck nahm keine Notiz davon.

Durch das Anstauen der Aue war ein Theil der Eichen und Buchen mit ihren Wurzeln ins Wasser gerathen. Er machte bei dieser Gelegenheit hübsche Bemerkungen über den Effekt des Wassers in der Landschaft, und wie er hier statt dieser ungeordneten Zustände Wasser und Land scheiden wolle und eine weitere Teichanlage beabsichtige, wenn die Wasserverhältnisse es irgend zulassen würden. Auf meine Bemerkung, daß dieses hier doch nicht so schwierig sein könne, sagte er lächelnd: „Ja, Sie wissen nur nicht, daß ich meiner Frau gegenüber gebunden bin. Als wir in der Oberförsterei wohnten, wollte sie dort nicht fortziehen; sie wollte dort anbauen. Der Hauptgrund war aber, daß sie das Rauschen des Baches, der dort vorbeifließt, so gern hörte. Was thut man nicht, um den Hausfrieden zu erhalten, sagte mein verstorbener Vater, und so versprach ich nach vielen Verhandlungen, ihr bei unserem jetzigen Hause auch einen Wasserfall herzustellen, — ich muß daher bei neuen Wasseranlagen vorsichtig sein, daß jener nicht davon beeinflußt wird." Nachdem er noch viel von dem schlechten Holzabsatz und von seinen Besitzverhältnissen in Friedrichsruh gesprochen und seiner Befriedigung über die Wirkung der großen Tannen, welche wir gepflanzt hatten, Ausdruck gegeben hatte, kamen wir nach fast zweistündiger Wanderung bei Dunkelwerden nach Haus.

Bei Tisch waren nur anwesend der Fürst, Graf Herbert, Oberförster Lange und ich. Auf jedem Couvert stand ein Dutzend Austern. „Wie viele sind gekommen?" fragte Bismarck, worauf der Diener erwiderte: „Hundert." — „Ich denke — fuhr Bismarck fort —, wir

essen sie heute alle, die Damen mögen sie nicht, Tiedemann (der mit nach Hamburg gefahren war)[1] braucht keine" — und so befahl er, die andern schleunigst zu öffnen. Inzwischen brachten die anderen Diener, die draußen gewesen waren und dieses nicht gehört hatten, die Suppe, von der wir einen Teller aßen, alsdann verspeisten wir die anderen Austern. „Die größte Zahl, welche ich je auf einmal gegessen — so erzählte Bismarck — war in Lüttich, wo ich als 26jähriger Mensch auf meiner Rückreise vor 36 Jahren von England 175 verzehrte. Ich bestellte erst 25, dann, da sie vortrefflich, noch 50, und während ich diese verzehrte, beschloß ich, nichts anderes zu essen, und bestellte zur Heiterkeit der Anwesenden noch 100." Er sprach dann viel über Fischzucht. Es ist merkwürdig, wie klar und einsichtsvoll er über alle diese Dinge redet und man fühlt immer die eigene Erfahrung und Selbsterlebtes heraus. Beim Braten pflegte dem Fürsten ein Stück kaltes Wild vorgesetzt zu werden, welches er dem warmen Fleisch vorzog. Heute bekam er ein Stück kalten Hasens. „So ein pommerscher Hase ist doch ein ganz anderes Thier und schmeckt ganz anders wie ein holsteinischer," sagte Bismarck, und ungenirt schnitt er ein Stück ab und legte es mir auf den Teller, um den Unterschied zu merken. Dann erzählte er von seinem Weinkeller: „Früher war ich ein großer Rothweintrinker, jetzt habe ich ihn fast ganz verlassen, — wie verändert man doch seinen Geschmack; was man vier Wochen getrunken, kann man in der fünften nicht mehr herunterkriegen. Einen Jahrgang habe ich nur liegen."

Es kam die Rede auf lateinische Lettern, deren man sich vielfach beim Schreiben im Deutschen bedient. „Derartig geschriebene Briefe lasse ich zurückgehen oder antworte nicht, wer von meinen Beamten sie zum ersten Male anwendet, wird mit fünf Thalern bestraft, zum zweiten Male mit fünfzig, und das moderne Weglassen der stummen Buchstaben bestrafe ich noch schärfer.[2] Ich lasse mir

[1] Christoph von Tiedemann, der erste Chef der Reichskanzlei und Verfasser des Werkes: Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck, Leipzig, Hirzel.

[2] Ich erinnere an folgenden, von Bismarck in seiner Eigenschaft als Reichskanzler an die Chefs der Reichsämter gerichteten Erlaß:

niemals ein mit lateinischen Typen gedrucktes deutsches Buch dediciren."[1]

Er sprach sodann über die Zerfahrenheit in Deutschland in diesen Dingen. „Ein Lehrer in Quarta läßt das stumme „h" fort, kommt der Junge nach Tertia, wird er für fehlerhaftes Schreiben bestraft; das ist verkehrt. Will man dergleichen einführen, dann muß es durch Gesetz geschehen, für alle Behörden und alle Schulen. Aber wie in so vielen Sachen mag der Deutsche ein Narr sein auf eigene Faust; das hält er für interessant und glaubt, er hat anderen etwas voraus. Solche Sachen sind in anderen Ländern ganz undenkbar und man würde denjenigen, der in England und Frankreich plötzlich die Weglassung der stummen Buchstaben proponirte, ohne weiteres für verrückt erklären. Die Akademie ist in Frankreich in mancher Beziehung eine wohlthätige Einrichtung, da sie mit ihrem Ansehen solche Dummheiten nicht aufkommen läßt und nothwendig gewordene neue Worte prüft, ehe sie dieselben aufnimmt. Was haben wir für loddrige Worte! Ich korrigire alles in dieser Beziehung

---

Zur Vermeidung von Mißverständnissen und zur Erhaltung der in der dienstlichen Korrespondenz nothwendigen Einheit der Schreibweise ersuche ich Ew. 2c. darauf zu halten, daß im Reichsdienste an der Rechtschreibung, wie sie bisher in übereinstimmender Praxis üblich ist, so lange festgehalten werde, bis im Wege der Reichsgesetzgebung oder einstimmiger amtlicher Vereinbarung eine Abänderung herbeigeführt sein wird.

Willkürliche Abweichungen von der bisher in unserem amtlichen Verkehr allgemein üblichen und von den jetzigen Beamten auf den Schulen übereinstimmend erlernten Rechtschreibung sind dienstlich zu untersagen und nöthigenfalls durch steigende Ordnungsstrafen zu verhindern. v. Bismarck.

Bismarck ging bei dieser, die Spitze gegen den Kultusminister von Puttkamer gerichteten Kundgebung von der einzig richtigen Auffassung aus, daß es undenkbar sei, die Orthographie nur für die Schule zu ordnen, denn man kann in die Rechtschreibung des deutschen Volkes nicht einen solchen Dualismus hineintragen, daß sie anders ist für die Schule, anders für das Leben. Die Rechtfertigung, man habe nur eine Anweisung für die Unterrichtsanstalten erlassen, ist also ganz verfehlt.

[1] Nur einmal scheint Bismarck in späteren Jahren eine Ausnahme gemacht zu haben. Die von Horst Kohl im Jahre 1891 abgefaßten und dem Fürsten gewidmeten Bismarck-Regesten sind in lateinischen Typen gedruckt.

und habe meine Noth damit. Unsere Sprache ist hart genug und man soll alles vermeiden, sie noch schärfer klingen zu machen."

Auf die Ausschließung der lateinischen Lettern zurückkommend bemerkte ich, mein Buch über die Douglasfichte sei auch mit solchen gedruckt, worauf der Fürst lachend sich entschuldigte; dann würde er nicht so hart geurtheilt haben. Meine Gründe für die Wahl der lateinischen Buchstaben, daß Holländer und Schweden diese, aber nicht deutsche lesen könnten, wollte er nur halb gelten lassen.

Dies führte auf die Douglasfichte, und der Fürst erzählte, daß die Grenze zwischen England und den Vereinigten Staaten jetzt festgestellt sei. „Sie haben ja jene Grenzregulirungskommission, welche drei Monate in einem Walde von Douglasfichten zubringen mußte, auf einer Photographie in Ihrem Werke über die Douglasfichte wiedergegeben." Der deutsche Kaiser sei von Amerika und England als Schiedsrichter aufgefordert worden und habe ihn (Bismarck) mit der Ausarbeitung des Schiedsrichterausspruches beauftragt. „Ich war damals krank und ging auf Urlaub, habe mir indessen alle darauf bezüglichen Dokumente mitgenommen, da mich die Frage politisch und namentlich geographisch interessirte. — Wenn sich das alles bestätigt, was Sie über die Douglasfichte sagen, so müßte dieselbe von Reichswegen behandelt werden, der Reichstag würde gern die Mittel gewähren. Ich erwiderte, daß die äußerste Vorsicht gerade bei dieser Frage nothwendig und wir noch ein Jahr weiter sein müßten, um die Erfahrung einiger namhafter Männer einzuholen. Ich machte auf die Schwierigkeit der Samengewinnung aufmerksam, worauf Bismarck fragte, ob die Konsuln sich nicht damit befassen könnten? Ich erwiderte, diese seien meistens hierin unkundig und so würde von vornherein die Sache unrichtig gehandhabt werden. „Ich glaube nicht — entgegnete Bismarck —, das wir dort oben einen Konsul haben, indessen, wenn es sein müßte, so schickte ich einen hin, das wären Sie dann oder ein Forstmann."

Vom amerikanischen Wald kam der Fürst auf den deutschen, auf die seit Jahren darniederliegenden Holzverhältnisse und sagte: „Wenn wir nicht die ganz unsinnigen Eisenbahntarife reguliren und in die Hand bekommen, so werden wir schließlich zu Grunde gehen.

Aber auch in diesen Dingen will der Deutsche Narr auf eigene Hand sein. Wenn Holz von Ungarn nach Lyon in Folge von Differenzialtarifen billiger als vom Schwarzwald dahin gelangen kann, so ist das ein Unsinn, an dem jedes vernünftige Geschäft zu Grunde gehen muß".[1] Und nach einem kurzen Absatz auf den Eisenzoll übergehend, fügte er bei: „Seit dreißig bis vierzig Jahren, wo ich Güter verwaltete, sind meine Schmiederechnungen, gleichviel wie der Zoll war, stetig höher geworden. Will nun jemand ernsthaft behaupten, daß dem Gutsbesitzer die Aufhebung der Eisenzölle wirklich zu Gute gekommen sei? Bei den Paar Zinken und Eisenkram spielt der Zoll in der That keine Rolle und praktisch merkt derjenige keine Erleichterung, der immer bei dieser Frage in den Vordergrund geschoben wird, der Landmann. Es wird noch viele Kämpfe, möglicherweise sogar Reichstags-Auflösungen kosten, bis diese Haarspaltereien überwunden sein werden."

Es war ein selten interessanter Tag, um so mehr, da ich ganze Stunden allein mit dem Fürsten zugebracht hatte.

*

Die Pause bis zu meiner nächsten Begegnung mit dem Fürsten währte nicht lange. Am Sonnabend, den 25. Januar, erhielt ich eine Depesche mit der Einladung, am Sonntag beim Fürsten zu speisen. Einige Minuten vor fünf Uhr kam der Zug in Friedrichsruh an, — trotz der kurzen Entfernung vom Bahnhofe hatte der Kanzler seinen Wagen geschickt. Ich schalte hier wieder ein, was mein Tagebuch über die für mich denkwürdigen Stunden enthüllt.

Friedrichsruh, den 26. Januar 1879.

Bei der ersten Begrüßung sagte der Fürst: „Warum haben Sie einen Frack angezogen, den hatten Sie doch sonst nicht?" — „Ich habe hier bei früheren Gelegenheiten mit Euer Durchlaucht tags-

[1] Ueber die Beschwerden Bismarcks, betr. die nachtheiligen Wirkungen der Eisenbahntarife, insbesondere zu Gunsten ausländischer Hölzer, vergl. mein Werk „Fürst Bismarck als Volkswirth" Bd. I, S. 133 f. 136, 140, 176, 185 ff. 190 f. 196 und „Aktenstücke zur Wirthschaftspolitik des Fürsten Bismarck" Bd. I, S. 124 f. 126, 142, 206, 273 ff. 299 f.

über gepflanzt, bin aber diesmal speziell zum Essen geladen," erwiderte ich. „Sie bringen mich in Verlegenheit — entgegnete der Hausherr —, da ich keinen Frack besitze, und müßte ich dann schon Uniform anziehen." — „Ich glaube — sagte die Fürstin —, mein Mann hat sich damals zur silbernen Hochzeit zuletzt einen Frack machen lassen."

Generalkonsul Kück aus Hamburg, Geheimrath Tiedemann und Oberförster Lange waren Tischgäste. Ersterer führte die Fürstin, saß zur Rechten des Fürsten, ich und die Gräfin Rantzau zur Linken Bismarcks, der sehr aufgeräumt und in heiterer Stimmung war. Im Gegensatz zu den letzten Malen, daß ich dort speiste, fanden sich dieses Mal keine besonderen Getränke beim Couvert des Fürsten. Die Fürstin bedauerte die bevorstehende baldige Abreise Bismarcks nach Berlin zur Parlamentseröffnung, sprach von dem Aerger, der ihrem Manne dort stets von der Opposition bereitet werde, und der so nachtheilig auf seine Gesundheit wirke.

„Ueber die Opposition — bemerkte Bismarck — ärgere ich mich nicht, ebensowenig wie ich mich im Kriege mit den Franzosen darüber ärgern kann, wenn ein Franzose auf mich schießt. R. und Genossen sehe ich schon auf zehn Schritt, wie sie mit Dreck und Steinen nach mir schmeißen; was mich aber ärgert, das sind Lasker und Konsorten, die *scheinbar* mit mir gehen und sich im entscheidenden Momente ganz anders benehmen, wie ich es erwarten mußte."

Nun sprach er ausführlich über alle die Schwierigkeiten seiner Stellung, äußerte sich ganz objectiv und ohne Leidenschaft, als ob es ihn gar nichts anginge, über die Fortschrittspartei, ihre Unfruchtbarkeit und schloß, indem er sagte: „Nennen sie mir eine einzige Sache, die sie bisher zu stande gebracht hat und wo sie seit 20 Jahren nicht immer in Opposition mit mir gewesen wäre. Die Hauptschwierigkeiten werden aber durch das bereitet, was hinter den Coulissen spielt; welche Mühe hat es nicht im letzten Jahr gekostet, die Minister und auch den Kronprinzen für die Auflösung des Reichstages nach dem Nobilingschen Attentat zu bestimmen." Und halblaut vor sich hin bemerkend, so daß vielleicht nicht Alle es hören mochten: „Gewisse Minister sind ja doch nichts anderes und nichts

besseres als Assessoren; sie glauben ihre Pflicht zu erfüllen und zu regieren, wenn sie jedem Aktenstück einen Zettel mit Nummer aufkleben."

„Heute ist ja in Hamburg das große Fest der diamantenen Hochzeit des Baron Schröder," unterbrach hier die Fürstin die Unterhaltung, worauf Bismarck sagte: „Ich habe ihm gestern Abend auch gratulirt, es ist doch ein äußerst seltenes Fest und namentlich unter solchen Umständen (was sich wohl auf seine vielen Millionen beziehen sollte). „Ob Seine Majestät Notiz davon nehmen wird?" fragte ich. „Wenn er es weiß, gewiß — sagte der Fürst —, und es wäre ein Fehler des preußischen Gesandten, wenn er dem Kaiser nicht Mittheilung davon gemacht hätte." Ich habe schon viel von Schröder-Stiftungen gehört und verhältnißmäßig selten von einer Rothschild-Stiftung.

Ich habe viele Mitglieder dieses Hauses gekannt; auffallend ist mir bei ihnen immer das Jagen nach Gold gewesen; — das kommt daher, daß jeder von ihnen immer den Wunsch hat, jedem seiner Kinder soviel zu hinterlassen, wie sein eigenes Erbtheil gewesen, und das ist doch ein Unsinn — der Pariser Rothschild soll z. B. anderthalb Milliarden geerbt haben."

Bei dieser Gelegenheit kam Bismarck auf die nachtheiligen Folgen des Heirathens von Verwandten zu sprechen. „Die Rothschilds sind ja ein sprechendes Beispiel, bei uns aber auch die Familie N.; vor 100 bis 150 Jahren gaben die N. . .'s dem Staate ausgezeichnete Staatsmänner und Generale und es waren tüchtige Menschen. Da entdeckten sie eines Tages plötzlich, daß sie von ganz besonders vornehmer Abkunft seien und daß, um ebenbürtig zu heirathen, sie nur unter sich Ehen schließen könnten. Nun, was ist daraus geworden? Heute ist ein N. kaum als Subalternbeamter oder als Sekondeleutnant zu gebrauchen. Auch bei Regierenden findet man zufolge der fortgesetzten Familienheirathen bisweilen einen hierauf zurückzuführenden Mangel an Logik. Denken Sie nur an Spanien."

„Morgen kommt Lenbach, um meinen Mann auf Wunsch des Kaisers für die Nationalgalerie zu malen," sagte die Fürstin. „Ja — bemerkte Bismarck —, der Kaiser hat mir geschrieben; aber schrecklich

ist es mir, den Malern zu sitzen, noch schrecklicher freilich einem Bildhauer, die einem mit ihren Cirkeln immer am Kopfe herumkitzeln und messen, daß es nicht zum Aushalten ist. Als der amerikanische Gesandte Washburne während des französischen Krieges sich der Deutschen in Paris angenommen hatte, wollten wir ihm eine Anerkennung geben und ich ließ ein Großkreuz vom Kronenorden anfertigen, so kostbar, wie es wohl bei uns noch niemals hergestellt worden ist. Die Brillanten kosteten 1000 Friedrichsd'or. Ehe der Kaiser ihn aber verlieh, fragte ich doch der Vorsicht halber nochmals an, ob er den Orden annehmen würde, worauf die Antwort kam, daß er den Orden nicht tragen dürfe und daß derselbe ins Museum nach Washington wandern würde. Dafür hatte ich nun gerade keine große Meinung und so behielten wir ihn einstweilen und ließen anfragen, womit wir ihn unsere Anerkennung ausdrücken könnten. Er bat um die Erlaubniß, von einem amerikanischen Maler mein Bild malen lassen zu dürfen. Dieser kam und so mußte ich mich auf dem Altar des Vaterlandes opfern und mich malen lassen. Der Maler machte übrigens in recht amerikanischer Weise ein sehr gutes Geschäft, indem er gleich drei Bilder von mir malte."

Weiter kam der Kanzler auf das Disziplinargesetz zu sprechen, welches die Redefreiheit im Reichstag beschränken sollte. Er sagte: „Man hat uns zum Vorwurf gemacht, daß wir der sozialen Bewegung gegenüber so schwach gewesen sind. Haben wir nun das Sozialistengesetz angenommen, so ist dieses Gesetz die Konsequenz. Die Präsidenten des Parlaments sind zu sehr unter dem Einfluß der Fraktionen. Lehnt man das Gesetz ab, so haben wir als Regierung unsere Schuldigkeit gethan, will der Reichstag an Würde und Ansehn verlieren, mir kann es recht sein, ich habe kein Interesse daran, es ist mir gleichgültig und es ist daher auch lächerlich, mich als Absolutisten hinzustellen. Der „angehängte Strafrichter" kann gern fallen, den habe ich eigentlich mehr im Interesse des Verfassers dieses Gesetzes stehen lassen."

Sodann ging die Unterhaltung auf die von Bismarck vorgeschlagenen neuen Zölle und Steuern über. „Wenn sie nicht durch-

gehen, so löse ich den Reichstag auf und trete zurück. Im allgemeinen halte ich es für geschmacklos, wenn abgegangene Minister das neue Ministerium bekämpfen; aber in diesem Falle würde ich es als Abgeordneter mit allen Kräften thun und einen Wahlkreis würde ich schon finden. Unsere Steuern will ich vor allem rationell gestalten; welche Unbilligkeit liegt z. B. nicht vor in Bezug auf die gleiche Besteuerung des Einkommens eines Individuums, das 2000 Thaler Rente bezieht, und der eines kleinen Kaufmanns, Beamten oder Lehrers, der sich sein Einkommen in derselben Höhe täglich erkämpfen muß?"

Es wurde eine Depesche des Grafen Wilhelm Bismarck über das Auftreten der Pest in Rußland überbracht. „Die russischen Behörden — sagte Bismarck — sind gar keine Garantie, daß angeordnete Maßregeln auch wirklich durchgeführt werden."

Ich erzählte, wie in voriger Woche in Berlin man von nichts anderem als von der Pest gesprochen hätte und daß mancher bei einigen Herrendiners es vermieden hätte Caviar zu essen. „Frischen äße ich auch nicht", sagte Bismarck, „und alten mag ich nicht. Sobald ich die erste Mittheilung über die Pest empfing, noch ehe das geringste von den zu ergreifenden Maßregeln in den Zeitungen stand, hatte ich die Sache längst energisch in die Hand genommen."

Nach Tische hatten wir wieder eine längere Unterhaltung über Anlage neuer Pflanzungen, exotischer Nadelhölzer, namentlich auch über die Douglasfichte. Er wollte dem Marquis of Lorne (dem damaligem Gouverneur von Kanada) darüber schreiben. „Ich war viel mit ihm und seiner liebenswürdigen Frau (Tochter der Königin Victoria) in Kissingen zusammen, ich glaube er wird mir gern gefällig sein."

Wir kamen auf englische Verhältnisse zu sprechen und so benutzte ich die Gelegenheit, dem Fürsten die mir vor geraumer Zeit vom Präsidenten der Scottish Arboricultural Society gestellte Bitte vorzutragen, daß diese Gesellschaft Bismarck zu ihrem Ehrenmitgliede erwählen dürfe. „Warum sollte ich nicht — erwiderte Bismarck, „ich bin Mitglied von so viel Krieger-, Turn- und Schützen- und anderen Vereinen, von denen ich nichts habe, daß ich diese Aus-

zeichnung gern annehme." (Nachher stellte sich heraus, daß erst der Prince of Wales Ehrenmitglied werden mußte, ehe man Bismarck dazu machen konnte; die Sache ist dann fallen gelassen worden.)

Abends neun Uhr kam der neue österreichische Botschafter Graf Szechenyi von Berlin; ich wollte aufbrechen, worauf Bismarck sagte: „Bleiben Sie noch etwas, es interessirt Sie vielleicht, diesen Herrn kennen zu lernen." Die Flügelthüren wurden geöffnet, Bismarck legte seine Pfeife bei Seite, stand auf, setzte sich in Positur und ging dem Botschafter mit Grandezza entgegen; dann stellte er Alle vor; kurze Zeit darauf empfahl ich mich.

Wiederum hatte ich das Gefühl, einen einzigen Tag verlebt zu haben. Wie sehr unterscheidet Bismarck sich doch von sonstigen hohen Staatspersonen, die immer glauben, zu weit zu gehen und ihrer Ehre etwas zu vergeben. Hier habe ich immer das Gefühl von Mensch zu Mensch, alles so urwüchsig und natürlich.

*

Ueber meine erste Tischeinladung in der Wilhelmstraße besagt mein Tagebuch:

Berlin, den 3. April 1879.

Morgens war ein Diener des Fürsten in meinem Hotel, der mich für fünf Uhr zu Tisch einlud. Die Fürstin empfing die Gäste: den Staatssekretär des Innern, Staatsminister Hofmann, den Reichstagsabgeordneten von Bremen, Mosle, Professor Franz v. Lenbach, der den Kanzler auf Befehl des Kaisers malt, verschiedene Geheimräthe und Offiziere, im Ganzen einige zwanzig Herren; die Fürstin und ihre Tochter waren die einzigen Damen. Bismarck ließ etwas auf sich warten, da er einer wichtigen Bundesrathssitzung präsidirt hatte, in welcher die Zolltarifreform zur Berathung stand; endlich um halb sechs öffneten sich die Thüren, herein stürzten zwei große Hunde, welche noch zur Feier des Geburtstages ihres Herrn breite rothseidene Bänder um den Hals hatten, hinterdrein erschien der Fürst in Uniform, die Gesellschaft freundlichst begrüßend. Man ging sogleich zu Tisch. Der Minister Hofmann führte die Fürstin und Herr Mosle, der wohl besonders ausgezeichnet werden sollte, die

Gräfin Rantzau; Ersterer kam zur Rechten des Fürsten, Herr Mosle hatte sich mit seiner Dame zur Linken des Fürsten aufgestellt, wohl in der Meinung, daß er diesen Platz einzunehmen bestimmt sei, — die Herren standen noch zusammen, da sah Bismarck sich im Kreise um, gab mir ein Zeichen und bat mich, an seiner linken Seite Platz zu nehmen. Mit nicht geringer Freude kam ich aus meiner Ecke heraus, denn abgesehen von der Ehre, die mir zu theil wurde, hat man in so unmittelbarer Nähe des Fürsten die Gelegenheit, alles was derselbe sagt, im Zusammenhange zu hören.

Die Suppe war aufgetragen, als Bismarck den Minister Hofmann nach einem Aktenstücke fragte, worauf dieser antwortete, daß er dasselbe bei irgend einem vortragenden Rath vermuthe. Der Kanzler, einen Löffel Suppe in der Hand haltend, sagte, ehe er diesen zum Munde führte, halblaut, aber doch so, daß es Alle hören konnten, mit seinen großen Augen im Kreise umherblickend: „Bei uns wird es überhaupt nicht eher besser, bis nicht alle Geheimräthe mit Stumpf und Stiel ausgerottet sind.“ Diesen Gedanken weiter verfolgend, kam er auf den bei uns üblichen Bildungsgang zu sprechen und sagte: „Wir gehen an den Examina zu Grunde; die meisten, welche sie bestehen, sind dann so abgewirthschaftet, daß sie irgend einer Initiative unfähig sind, sich gegen alles, was an sie herankommt, möglichst ablehnend verhalten, und was das Schlimmste ist, eine große Meinung von ihren Fähigkeiten haben, weil sie siegreich aus allen diesen Examina herausgekommen sind.“ Wie diese Unterhaltung mit den Geheimräthen begonnen hatte, so schloß sie auch, indem der Fürst bemerkte: „Nun, wie die Polen nicht ohne Juden, so können die Preußen nicht ohne Geheimräthe fertig werden.“

Der Fürst hatte heute der letzten Sitzung des Bundesraths in Sachen der Tarifkommission präsidirt, und so kam er auf den früheren Vorsitzenden des Bundesraths Delbrück zu sprechen, dem er die Anerkennung nicht versagte; er sei ein Bureaukrat im guten Sinne des Wortes, „wenn ich so sagen darf: die fine fleur der Bureaukratie.“ Er sprach sodann über das Regieren der Minister, wie jeder unbekümmert um den andern handle. „Namentlich Camphau-

sen machte es in dieser Beziehung schlimm; erst kommt er, dann sein Ministerium — mag alles um ihn her aus den Fugen gehen, und der Staat ruinirt werden, er geht zu Gott ein als Finanz und brav, wie Valentin sagt." Auf die Finanzminister war er überhaupt nicht gut zu sprechen, er ging sie der Reihe nach durch, und kannte das Schuldkonto jedes Einzelnen bis in die fünfziger Jahre hinein.

Es kam die Rede auf den Krieg von 1866 und Bismarck erzählte, wie es dem König von Haus aus widerstrebt habe, Hannover zu annektiren und wie er gewünscht habe, mit Sachsen zu paktiren. Worauf er dem Könige sagte: „Mit dem Könige von Sachsen geht das schon, das ist ein verständiger und ehrlicher Mann, der sein Wort hält, nicht aber mit dem Könige von Hannover, der immer in überirdischen Regionen schwebt."

Sehr hübsch sprach Bismarck über dynastische Gefühle und Annexionen, wie letztere eine sehr unbequeme Sache seien, wenn die Gefühle der Bevölkerungen nicht sympathisirten und man nur aus zwingenden politischen Gründen dazu schreiten müsse. „Es würde z. B. ein großer Fehler gewesen sein, 1866 Theile von Bayern zu annektiren; die Bevölkerung hat ein ausgesprochen starkes dynastisches Gefühl und durchaus keine Sympathie für die Hohenzollern.

Man kam auf die Gesundheit des Fürsten zu sprechen; ich erkundigte mich danach, worauf er sagte, er spüre noch etwas die Folgen seines vorgestrigen Geburtstages, wo er den ganzen Tag so gefeiert und Abends den Leib so voll mit Wein zu Bett gegangen sei, wie seit Langem nicht. Anschließend erzählte er, wie einfach er früher gelebt habe. Er und seine Gutsnachbarn waren übereingekommen, bei Besuchen niemals eine besondere Schüssel zu geben rc. Bei einem großen Theil der Gutsbesitzer komme ihre Verschuldung nur von zu üppiger Lebensweise her; wenn man z. B. in der Provinz Schlesien bei einem Schlesier äße, so würde einem immer der Fürst Pleß als tonangebend vorgeführt.

Es fragte jemand, ob der Fürst noch viel rauche. „Cigarren gar nicht mehr — antwortete Bismarck —, ich versuchte es neulich wieder einmal mit einer schwachen, es geht aber nicht mehr; ich glaube überhaupt, daß jedem Menschen ein gewisses Quantum bestimmt

ist; hat er dieses konsumirt, so hat seine Rezeptionsfähigkeit aufgehört; ich nehme für mich etwa 100 000 Cigarren und 5000 Flaschen Champagner in Anspruch.“ Bei Nennung dieser Zahlen lachte ich laut auf, worauf der Fürst sagte: „Das will ich Ihnen beweisen.“ Mit den Cigarren gelang ihm das, mit dem Champagner aber nicht. „Nun, dann habe ich noch ein ordentliches Quantum zu Gute, ich mag ihn aber auch noch gern.“

Nach Tisch placirte Bismarck den Minister Hofmann und Mosle in Lehnstühle, nahm selbst Platz auf einem kleinen Sopha am Kamin und lud mich zu sich ein: „Sie sind ein schlanker Herr und finden hier noch Platz.“ Ich gab ihm eine der vier am Kamin stehenden Pfeifen, und nun fing das berühmte Gespräch mit Mosle über die surtaxe d'entrepôt[1] und alle möglichen Handelsfragen an. Ich verstehe davon nichts, hatte aber das Gefühl, daß Mosle auf die an diesem Abend entwickelten Theorien von seinen Wählern nicht in den Reichstag geschickt worden war, wie er denn auch später nicht wieder gewählt worden ist. Dem Kanzler glaubte er, wie es mir schien, durch Erklärungen gefällig sein zu wollen, die selbst noch über die schutzzöllnerischen Ansichten Bismarcks hinausgingen. Einige Tage darauf kam diese Unterhaltung in die Zeitungen und wirbelte viel Staub auf. Mit welchem Geschick der Kanzler alle möglichen Details aus Mosle herausholte, war interessant zu beobachten. Alle Welt zog über diese Mosleschen Ansichten her, niemand erwärmte sich dafür, — ich glaube, Bismarck selbst war auch anderer Meinung; jedenfalls hatte er an diesem Abend sich positiv nicht geäußert und Mosle hatte bald darauf schnell ausgespielt.

In einiger Entfernung saß Lenbach und machte auf losen Blättern Skizzen für sein neues Bild, immer nur einzelne Theile des Körpers darstellend, Daumen, Kopf, Stirn, auch verschiedene Stellungen u. s. w. Mit vielem Interesse wurden diese Studien nachher besehen.

In die Zeit zwischen dem vorerwähnten Besuch vom 3. April

---

[1] Vergl. hierüber mein Werk: Fürst Bismarck als Volkswirth, Bd. I. S. 165, 212, 216, 217 und 281.

1879 und der nächsten Begegnung mit dem Fürsten fällt das nachstehende Schreiben:

Berlin, den 28. Mai 1879.[1]

Geehrter Herr Booth!

Ich hatte bisher gehofft, im Laufe dieses Monats auf einige Tage hier abkommen zu können, um im Verein mit Ihnen die Douglasen und Nordmannianen zu pflanzen, welche Sie so liebenswürdig waren, in Friedrichsruh zu stiften, und Ihnen persönlich meinen herzlichsten Dank für Ihre erneute Güte zu sagen.

Leider haben mir meine Dienstgeschäfte keine Zeit dazu gelassen, und da ich die Pfingstzeit wegen baulicher Geschäfte in Varzin zubringen muß, so will ich Ihnen wenigstens schriftlich den Ausdruck meiner Dankbarkeit übermitteln.

Noch im Laufe des nächsten Monats aber gedenke ich mich schadlos zu halten und mich mit Ihnen an dem Gedeihen der schönen Pflanzen zu erfreuen. v. Bismarck.

*

Die hier in Aussicht gestellte Begegnung kam nicht zu stande. Der Fürst war um diese Zeit durch die Arbeiten in betreff der Revision des Zolltarifs, die er zumeist selbst leitete, so in Anspruch genommen, daß derselbe für die Pflanzung der Bäume die nöthige Zeit nicht finden konnte.

Inzwischen hatte ich in Friedrichsruh die früher gepflanzten Jahrgänge besichtigt, welchen der ausnahmsweise frühe und langanhaltende Winter 1879/80 glücklicherweise nur wenig geschadet hatte. Dies theilte ich dem Fürsten am 4. März 1880 unter dem Beifügen mit, daß ich einige neue Versuchspflanzen aus dem nordwestlichen Amerika nach Friedrichsruh senden wolle, und daß ich für den Fürsten eine bereits mündlich besprochene Denkschrift, betreffend die Anpflanzung fremder Holzarten in der preußischen Mon-

[1] Bisher unveröffentlicht.

archie, vollendet habe, die persönlich Seiner Durchlaucht vorzutragen mein lebhafter Wunsch sei. „Es ist — so bemerkte ich in dem Schreiben — ein großes und schönes und Eurer Durchlaucht würdiges Unternehmen, das seit einem Jahrhundert in dieser Richtung bei uns Versäumte nachzuholen — aber nur Einem mächtigen Willen kann es gelingen, aus den heutigen Verhältnissen, dem Widerstreit der Meinungen und über bureaukratische Indolenz und Opposition hinweg uns herauszubringen. Ich erlaube mir nun an Eure Durchlaucht die ganz ergebene Frage zu richten, ob Hochdieselben geneigt sein würden, mich zwischen dem 12. und 15. März, wo ich in Berlin sein würde, zu empfangen, oder ob es Eurer Durchlaucht besser konveniren würde, bei Hochdero nächster Anwesenheit in Friedrichsruh Sich von mir vortragen zu lassen."

Darauf beehrte mich der Fürst mit dem folgenden Schreiben:[1]

Berlin, den 8. März 1880.

Eurer Hochwohlgeboren sage ich meinen verbindlichsten Dank für die guten Nachrichten über die Pflanzungen in Friedrichsruh und ganz besonders für den neuen Zuwachs, welchen Ihre liebenswürdige Güte dem dortigen Koniferen-Bestande in Aussicht stellt.

Ich werde mich sehr freuen, Sie an jedem Tage, wo Sie Berlin besuchen, bei mir zu sehen und Ihre Mittheilungen über einen Gegenstand, welcher uns Beide so lebhaft interessirt, entgegenzunehmen.

Ich hoffe aber, daß Sie mir, wenn Sie mich besuchen, auch die Ehre erweisen, bei mir zu essen. Ich bleibe mindestens bis Ostern in Berlin.

v. Bismarck.

Auf dies hin meldete ich meinen Besuch in Berlin auf den 12. März an und wurde auf den folgenden Tag, einem Sonnabend, zu Tisch geladen. Mein Tagebuch besagt über diesen für mich denkwürdigen Tag:

[1] Bisher unveröffentlicht.

Berlin, den 13. März 1880.

Der Fürst hatte sich etwas verspätet und bemerkte, als er ins Zimmer trat, zur Entschuldigung: „Der ewige Launay[1], zweimal kam der Diener und meldete, es sei angerichtet — er versteht ganz gut deutsch, ging aber nicht."

Ich führte die Fürstin, die sogleich anfing zu erzählen. Es war damals in den Zeitungen die Rede von der Verlobung des Prinzen Wilhelm mit der Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich von Augustenburg, welcher nach dem Ausbruche des dänischen Thronfolgestreits als Prätendent für den Thron in den Herzogthümern auftrat, wie man weiß ohne Erfolg. Die Nachricht wurde zuerst als unwahrscheinlich aufgenommen. „Ich war bei der Lady Odo Russell — sagte die Fürstin —, wo noch mehrere andere Damen waren, und diese hatten gemeint, der Kanzler hätte auf diese Verbindung Einfluß haben können." Daraus entnahm ich, daß das Gerücht von der gedachten Verlobung begründet sei. „Was geht das mich an — sagte Bismarck — ich habe meine Frau. Der Vater ist um das Herzogthum gekommen, und nun soll die Tochter entschädigt werden; si femme veut!"

Bei Tisch ließ Bismarck Ungarwein kommen, den habe Graf Andrassy ihm geschickt bei seinem Rücktritt. „In meinem Dankschreiben — bemerkte Bismarck — fügte ich bei, er möchte doch recht häufig an- und abtreten, und mir jedes Mal 60 Flaschen schicken."

Nach Tisch las ich meine Denkschrift vor, aus der ich hier nur den Schlußsatz einfügen will:

„Auf Grund der auf eigenste Erfahrungen beruhenden Thatsachen, und nach Darlegung der gegenwärtigen Sachlage, halte ich daher heute den Zeitpunkt für gekommen, in diese seit über hundert Jahren versäumte und vernachlässigte Angelegenheit Eurer Durchlaucht mächtiges Wirken hineinziehen zu sollen.

Es ist nicht sowohl der Reichskanzler oder der preußische Ministerpräsident als solcher, den ich bei dieser wichtigen Sache engagiren möchte, sondern es ist offen und ehrlich gestanden der

[1] Der italienische Botschafter am Berliner Hofe.

Name „Bismarck", der dieselbe mit einem Male ihrer Wichtigkeit entsprechend fördern und das wieder gut machen könnte, was frühere Regierungen während der letzten 125 Jahre versäumt haben; es ist der Name „Bismarck", der auch in dieser Richtung auf Jahrhunderte hinaus, wie in der Politik und in der wirthschaftlichen Frage, so auch hier heilsam und epochemachend wirken würde.

Man ist gewohnt, jedenfalls die große Majorität deutscher Nation, Eurer Durchlaucht einmal gefaßte Meinung als richtig anzuerkennen und wenn Hochdieselben nun aus selbstgewonnener Ueberzeugung, aber auch nur dann, diese Frage in die Hand nehmen würden,

um von einer Centralstelle aus mit Pflanzenmaterial, nach einheitlichen Grundsätzen erzogen, über die ganze preußische Monarchie nach bestimmten Vorschriften Versuche anstellen zu lassen

worüber die Anlage Näheres besagt, so würden für den deutschen Wald die wohlthätigen Folgen in den nächsten fünfzig Jahren unberechenbare sein können!"

Die Damen waren dabei und auch der zufällig in Berlin anwesende Oberförster Lange. Der Fürst hörte aufmerksam zu und unterbrach mich oft mit Fragen.

Ein interessantes Licht auf sein Verhältniß zum Chef der Admiralität von Stosch warf folgende Episode. Ich hatte aus dem diesjährigen Budget eine Anzahl Posten genannt, die für wissenschaftliche Zwecke, Versuche ꝛc. ausgeworfen waren, und hatte vorgeschlagen, auch eine größere Summe auf mehrere Jahre für diese Versuche mit ausländischen Waldbäumen zu beantragen. Ich hatte u. a. auch auf die Summe, ich glaube es waren 60000 Mark, exemplifizirt, welche von Stosch als fernerer Beitrag zur Herstellung des Werkes über die Venus-Expedition verlangt waren. Bismarck verstand das nicht sogleich, und als ich mich deutlich gemacht hatte, sagte derselbe: „Ein Buch über den großen Kurfürsten soll er schreiben, das ist seine Sache."[1]

---

[1] Anspielung auf den Untergang des deutschen Panzers „Großer Kurfürst".

Nach Beendigung der Vorlesung beauftragte Bismarck seinen Sohn, den Grafen Wilhelm, zu morgen den Minister Lucius einzuladen und bat mich auch wieder zum Essen, um dann gemeinschaftlich die Sache weiter zu besprechen. Sein Vater habe oft, sagte er, von den Harbke'schen fremden Bäumen gesprochen.

Der Fürst nahm sodann meine Denkschrift an sich, die auf ihn anscheinend einen guten Eindruck gemacht hatte. Trotz der vier Gläser Pillen, welche er bei Tisch vor sich hatte, sah er sehr wohl aus; ich erlaubte mir, meine Freude hierüber auszusprechen, worauf der Fürst sagte: „Ich wollte, ich sähe recht scheußlich aus und fühlte mich besser, ich werde eines Tages wie eine Wolke verschwinden. Wer 18 Jahre eine Saite der Violine gewesen, ist nicht mehr zu gebrauchen, in Gastein diktirte ich im vergangenen Herbst täglich 40 Seiten."[1] Als er so sprach, überzog sich sein Gesicht mit einem Male mit einem freundlichen, sonnigen Lächeln; auf dem neben mir stehenden Lehnstuhl hatte Tyras Platz genommen und gewährte, aufrecht sitzend in ganzer Größe, einen höchst komischen Anblick.

*

Ich schließe die Tagebuch-Einträge vom folgenden Tage an.

Berlin, den 14. März 1880.

Dem Minister Lucius war ich vor Jahren, als er Abgeordneter war, bei einer Gartenbauausstellung in Erfurt begegnet. Der Fürst schien ihm Mittheilung über meine Pläne gemacht zu haben, kurz, derselbe war sehr freundlich und entgegenkommend; — er habe gar nichts gegen die von mir beabsichtigten Versuche und bat mich, am nächsten Morgen zu einer Besprechung ins Ministerium zu kommen.

Graf Lehndorff war auch zum Diner geladen. Der Fürst führte Frau Minister Lucius, von Geburt eine Engländerin. Der Minister saß zu seiner Linken, Bismarck trennte sich jedoch von seiner Dame, und ich bekam den Platz zu seiner Rechten angewiesen. Diese Tischordnung war mir mit Rücksicht auf die Dame peinlich,

---

[1] Anspielung auf die schwierigen Verhandlungen, welche dem im Herbste 1879 in Wien abgeschlossenen deutsch-österreichischen Bündnisse vorausgingen.

sie wurde aber damit motivirt, daß ich neben dem Fürsten vis-à-vis dem Minister sitzen sollte, damit wir drei über die Forstsache sprechen könnten. Das geschah nun indeß fast gar nicht.

Bismarck sprach über die „türkische Wirthschaft" bei uns in betreff der neuen Puttkamerschen Orthographie;[1] „Ich habe mit dem Könige davon gesprochen, der nichts davon wußte." Später erzählte er, der deutsche Botschafter in Petersburg, Herr von Schweinitz, habe ihm geschrieben, die dortige Gesellschaft tanze und amüsire sich, und lebe förmlich in den Sensationen irgend einer neuen Explosion.[2] „Gefühllose Gesellschaft!" Später sagte der Fürst, zu mir gewandt: „Ich bin der einzige Minister, der sich um seine Güter kümmert, und kenne die Fehler unserer Gesetzgebung mit all' ihren Chikanen. Eulenburg hat seine Güter nie gesehen, Itzenplitz merkte schon als Gymnasiast, daß er zum Minister geboren sei." Anerkennend sprach er dagegen über den Fürsten Schwarzenberg, der seinen Gütern und Wäldern lebe und nicht wie seine Standesgenossen in Preußen und Oesterreich in Hof- und Rangfragen untergehe.

In welchem Zusammenhange erinnere ich mich nicht, aber ich hörte Bismarck sagen: „Ich habe zwei Seelen in meinem Körper, die offiziellen Gedanken werfen immer die anderen hinaus."

Sehr hübsch war folgendes über das Militär: „Sie haben es so viel leichter, haben ihre Instruktion, wissen genau, wie weit sie zu befehlen und zu gehorchen haben; ich habe viele kluge und dumme Generale gekannt, sie begehen aber selten oder nie eine Taktlosigkeit, wie so leicht der Civilist; es ist ein kameradschaftliches Gefühl, das sich durchweg auch im äußeren Auftreten zeigt. Es ist dieses geradezu bewundernswerth, z. B. im ersten Garde-Regiment. Man wird in Gesellschaft nie hören, daß einer anders nieset wie der andere; in der ganzen Armee ist es ebenso, und deshalb sehen sich auch alle alten Generale so ähnlich."

---

[1] Vgl. oben S. 17.

[2] Erstes, verhütetes Attentat auf den Kaiser Alexander II.

Der Kanzler hatte gehört, daß der Minister Lucius mich gebeten hatte, am nächsten Tage in sein Ministerium zu kommen. Beim Abschiede gab er mir die Hand und sagte halblaut: „Gehen Sie dem Minister morgen nur ordentlich zu Leibe."

*

Am 3. Juli 1880 erhielt ich aus Friedrichsruh die erfreuliche Mittheilung, daß mein erneuter Besuch daselbst willkommen sei; ich möchte den Tag meiner Ankunft vorher mittheilen, damit der Fürst es so einrichten könne, daß er denselben ungestört mit mir verbringen könne.

Das Tagebuch besagt:

Friedrichsruh, den 7. Juli 1880.

Von Hamburg fuhr ich mit Herrn von Schlözer, damals Gesandter in Washington, nach Friedrichsruh. Der Fürst war in den Wald gegangen, wir fuhren mit der Fürstin nach und trafen den Kanzler, der sehr erfreut war, daß er seinem Körper wieder einen solchen fast dreistündigen Gang hatte zumuthen können. Unterwegs, so erzählte der Fürst mit sichtlichem Behagen, sei er bei dem Müller eingekehrt, habe sich ein Stück Schwarzbrot und einen Schnaps geben lassen; der Müller habe ihm eine Spinne von seinem Hute abnehmen wollen; da er am Fenster gesessen, habe Tyras, der draußen gewesen, aus einiger Entfernung die Handbewegung des Müllers gesehen und sei in großen Sätzen herangesprungen, um ihn zu schützen.

Bei Tische erschien der Fürst mit einem großen weißen Halstuch mit blauen Enden in vortrefflicher Stimmung. Er erzählte, wenn er des Nachts erwache und sich dann im Halbschlafe in Debatten herumzanke, stehe er auf und mache sein Bett, d. h. ordentlich, kehre Pfühle und alles um; das brächte auf andere Gedanken und hernach schliefe er ruhig ein.

In diese Zeit fielen die Zolldebatten über den Hamburger Zollanschluß. Mit Bezug darauf bemerkte der Fürst: „Ob Hamburg ein paar Jahre früher oder später sich anschließt, ist gleichgültig; ich würde Hamburg auch gar nicht drängen, aber ich weiß,

wenn ich es nicht fertig bringe, nach mir macht's Keiner! Ob das Gebiet des Freihafens größer oder kleiner ist, ist mir auch gleich, aber ich kann nicht zugeben, daß ein zum Deutschen Reiche gehöriger Staat in seiner überwiegenden Territorialität eine solche Ausnahmestellung einnimmt."

Auf eine unaufgeklärte Weise war damals ein Brief des Kanzlers an die Oeffentlichkeit gelangt und im Reichstag verlesen worden.[1] Ich erlaubte mir die Frage, wie das möglich gewesen, worauf der Fürst sagte: „Durch irgend einen verfluchten forschrittlichen Geheimrath."

Ueber den weiteren Fortgang meiner Verhandlungen mit dem Minister Lucius ließ er sich berichten und freute sich darüber.

*

[1] Mit Bezug hierauf brachte bald darauf die „Nordd. Allg. Ztg." den nachstehenden kleinen Artikel, der durch seine Form den Autor sofort kenntlich machte, derselbe lautete:

In betreff des Briefes des Reichskanzlers an den Finanzminister, auf den sich seinerzeit Herr Virchow im Reichstage bezogen, erfahren wir, daß sich der Reichskanzler bei jener Gelegenheit in dem Sinne geäußert hat, daß es nicht nothwendig gewesen wäre, Briefe zu stehlen, um festzustellen, daß der deutsche Reichskanzler sich für das schließliche Ziel der Einheit des deutschen Zollgebiets interessire, vielmehr das Streben nach diesem Ziele einfach zu seinen amtlichen Aufgaben gehöre, die er ohne Pflichtverletzung nicht vernachlässigen könne, und daß ein Reichskanzler, der auf diesem Gebiete nicht die Verwirklichung der nationalen Einheit mit allen verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mitteln erstrebe, nicht zu brauchen, sondern zu entlassen sei.

Als Aeußerung des Reichskanzlers hierüber werden uns die Worte citirt:

„Wenn ich gewußt hätte, daß die Herren Werth darauf legen, schriftlich konstatirt zu sehen, daß ich meine Schuldigkeit thue, so würde ich ihnen gern zehn solcher Briefe geschrieben haben; es ist meine Pflicht, den Anschluß der Hansestädte zu erstreben, natürlich mit gesetzlichen Mitteln und unter Achtung vor dem Artikel 34 der Reichsverfassung. Die Reichspolitik muß darauf gerichtet sein, die Zustimmung der Hansestädte zu ihrem Anschluß an das Reichszollgebiet zu gewinnen."

Wenn danach der betreffende Brief mit Verletzung der Dienstpflicht wirklich unterschlagen wäre, so könnte man mit dem Dichter ausrufen: „und darum Räuber und Mörder!"

Der Minister Lucius hatte mich ersucht, das Referat über diese in der oben S. 31 erwähnten Denkschrift an den Fürsten enthaltenen Frage auf der Versammlung deutscher forstlicher Versuchsanstalten in Baden-Baden im September 1880 zu übernehmen.

Vor meiner Abreise nach Baden-Baden übersandte ich dem Fürsten die Referate, die ich auf dem dortigen Kongreß vorzutragen beabsichtigte. Groß war meine Freude, als ich dort im Kreise der Forstleute einen Brief[1] mit dem Poststempel Friedrichsruh erhielt, der folgendes besagte:

Friedrichsruh, den 7. September 1880.

Eurer Hochwohlgeboren

danke ich verbindlichst für die freundliche Uebersendung der beiden Brochüren und freue mich darauf, ihren interessanten Inhalt nach der Rückkehr von Ihrer Reise nach Baden-Baden, zu der ich den besten Erfolg wünsche, mit Ihnen besprechen zu können.

v. Bismarck.

Unter dem 24. September konnte ich dem Fürsten melden, daß der in Baden-Baden errungene Erfolg ein vollständiger gewesen und selbst die besten Erwartungen übertroffen habe, Dank der überaus geschickten Präsidialleitung der Königlich preußischen Hauptversuchsstation in der Person des Oberforstmeisters Dr. Danckelmann. Eine prinzipielle Opposition war nicht vorhanden und nur eine politische, denn die süddeutschen Staaten konnten sich doch nicht so ohne weiteres und in jedem Punkte den Anträgen der Hauptversuchsstation fügen, und so gaben sie in unwesentlichen Fragen, um ihre Machtstellung zu dokumentiren, ein negatives Votum ab.

*

Mein nächstes persönliches Zusammentreffen mit dem Fürsten fand am 30. Dezember 1880 statt. Mein Tagebuch enthält darüber folgende Eintragung:

---

[1] Bisher noch nicht veröffentlicht.

Friedrichsruh, den 30. Dezember 1880.

Mit dem preußischen Gesandten in Hamburg, Herrn von Wentzel, Frau und Töchtern, und Herrn Dr. Cohen, welchem vor Schweninger die ärztliche Behandlung des Fürsten anvertraut war, fuhr ich nach Friedrichsruh. Der Fürst war in vortrefflicher Stimmung und bester Gesundheit. Er sowohl als auch die Fürstin und die Söhne dankten für die prachtvolle 20 Fuß hohe Kaukasustanne (Abies Nordmanniana), welche ich als Weihnachtsbaum geschickt hatte. Der Fürst führte Frau von Wentzel zu Tisch und placirte mich an ihrer Seite. Dr. Cohen lachte über die homöopathischen Mittel, welche die Fürstin gebrauchte. Seine Mutter, sagte Bismarck, sei auch Homöopathin gewesen; ihr Arzt, Dr. Fanniger, habe ihr einmal gesagt: „Ihre ganze Apotheke esse ich ohne Schaden zum Frühstück auf!"

„Meine Mutter — fuhr er fort — hatte immer auf ihrem Kleide in der Magengegend große Brandflecke; man meinte damals, es sollte besondere wohlthätige Wirkung haben, wenn man den Magen mit dem Brennspiegel erwärme; dabei brannte man denn häufig an, und auf dem Lande kam es nicht so genau darauf an."

„Die englische Politik mit den Boers kann ich nicht billigen; bisher war ich im Kampfe der Engländer gegen Wilde, so lange sie für die Civilisation waren, auf ihrer Seite; die Boers sollten sie wie gute Freunde betrachten, auf welche sie im Kampfe gegen die Kaffern zählen könnten; aber deshalb sehe ich noch gar nicht den Grund, weshalb die Buren unter englischer (Herrschaft) Hoheit stehen sollten."

Aus den Nachtischgesprächen glaube ich nachstehende Aeußerungen des Fürsten erwähnen zu sollen: „Ueber die Arbeiterversicherung wird man sich in einer oder anderer Weise einigen müssen, wenn man überhaupt eine soziale Frage anerkennt; — ich habe die Sache in Fluß bringen wollen, wie es damit wird, kann ich nicht sagen."

„Zwei Parteien sollten wir haben und jeder ins Abgeordnetenhaus oder ins Parlament Gewählte sollte sich verpflichten, zu einer Partei zu halten."

„Es dürfte nicht zulässig sein, daß ein Ministerium in der

Minorität bleibt, ohne daß eine Partei vorhanden ist, die seine Stelle einnimmt."

„Es liegt in der alten deutschen Zerrissenheit, wo in den vielen und möglichst kleinen Staaten und reichsunmittelbaren Besitzungen es sogar Reichsdörfer mit eigenen Gerechtsamen gab, daß der Deutsche sich immer gegen seinen Nachbar abgrenzt, immer auch für sich seine eigene Meinung haben will, daher denn auch stets die allgemeine Unzufriedenheit. Sind denn unsere Zustände im großen und ganzen nicht besser als die in England, Frankreich und in Italien, von anderen Ländern garnicht zu reden? Und ich glaube, ohne ruhmredig zu sein, sagen zu können, daß ich den Frieden erhalten habe. Der letzte russisch-türkische Krieg wäre ohne mein Zuthun wahrscheinlich anderswo ausgekämpft worden!"

In dem im Laufe des Jahres erschienenen neuesten Roman von Beaconsfield „Endymion" soll dieser Dichterdiplomat Bismarck in der Person des Count of Ferrol, des Gesandten einer kontinentalen Macht am Hofe von St. James, geschildert haben. Es wurde damals in der Presse hierauf vielfach hingewiesen und thatsächlich stimmen manche Züge des fingirten Count of Ferrol mit Bismarck überein. Ich erwähnte dieses. Der Kanzler hielt darauf einen langen Monolog, aus welchem man die große Achtung ersehen konnte, die er für Beaconsfield nach der persönlichen Begegnung mit demselben auf dem Berliner Kongresse gewonnen hatte. „Ich habe wiederholt ihn abends bei uns gehabt; da er leidend war, kam er nur unter der Bedingung, allein zu sein, und hatte ich hier Gelegenheit, ihn genauer kennen zu lernen. Ich muß sagen, daß er trotz seiner phantastischen Romanschreiberei ein tüchtiger Staatsmann ist, weit über Gortschakow und vielen anderen stehend, mit dem sich sehr gut verhandeln ließ; in einer Viertelstunde wußte man, wie man mit ihm daran war; — die Grenze war genau gezogen, wie weit er gehen wollte, und nach einer schnellen Redaktion dieser Gedanken war man mit ihm zu Ende. Beaconsfield spricht ein prächtiges, melodisches Englisch und besitzt ein schönes Organ; im Kongreß sprach er nur englisch. Die Kronprinzessin fragte mich in jener Zeit, ob Beaconsfield nicht ein sehr schönes Französisch

spräche. Ich antwortete, bisher hätte ich nichts davon gehört. Aber im Kongreß? fragte sie weiter, — spricht er nur englisch, sagte ich, „and here she dropped the conversation“, dabei machte der Fürst eine bezeichnende Handbewegung.

*

In einem neulich erschienenen, theils sehr unterhaltenden Buche George Russells, des bekannten Times-Korrespondenten während des Krieges 1870, findet sich ein Kapitel über „Schmeichler“, und die Frage wird aufgeworfen: „Kann man einem Schmeichler schmeicheln?“

Im engsten Zusammenhange mit der Frage der Kronprinzessin über Lord Beaconsfields „Französisch“ auf dem Berliner Kongreß wird von Russell hier folgende sehr amüsante Geschichte mitgetheilt:

Als der Kongreß sich im Sommer 1878 in Berlin versammelte, war der sehr beliebte und später sehr betrauerte Lord Odo Russell, nachher Lord Ampthill, unser Botschafter in Berlin — ein geborener Diplomat mit seltener Anmuth des Wesens.

Am Vorabend des Kongresses traf Lord Beaconsfield in seiner ganzen Glorie ein und wurde auf der britischen Botschaft mit den größten Ehren empfangen.

Im Laufe des Abends kam einer seiner Privatsekretäre zu Lord Russell und eröffnete ihm: Lord Odo, wir sind in einer höchst unangenehmen Situation, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als zu Ihnen zu kommen mit der Bitte, uns aus derselben herauszuhelfen. Unser alter Chef besteht darauf, seine Rede in französischer Sprache zu halten. Er hat eine furchtbar lange Rede niedergeschrieben, sie auswendig gelernt und gedenkt morgen beim Kongreß damit loszuschießen. Wir werden der Gegenstand des Gelächters für Europa sein.

Er spricht „épicier“ aus, als ob es sich auf „overseer“ reimte, und seine übrige Aussprache steht ungefähr auf derselben Höhe. Wir können ihm das nicht sagen. Vielleicht können Sie uns helfen. Lord Odo hörte mit gutem Humor diese Klage an und sagte: In der That ist es eine delikate Mission, welche Sie mir zu

unternehmen zutrauen, aber ich bin ein Freund solcher delikaten Sachen. Ich will sehen, was sich machen läßt. So begab er sich in das Staatsschlafgemach, wo unser ehrwürdiger Bevollmächtigter gerade im Begriff war, die ihm eigenen, sehr umständlichen Toilettevorbereitungen für die Nacht zu beginnen.

„Mein lieber Lord — begann Lord Odo —, ein schreckliches Gerücht ist uns zu Ohren gekommen.“ „Wirklich, bitte was ist es?“ „Wir haben gehört, daß Sie beabsichtigen, Ihre Rede in französischer Sprache zu halten.“ „Nun, Lord Odo, was wollen Sie damit sagen?“ „Nun, wir alle wissen, daß niemand in Europa kompetenter dafür wäre als Sie. Aber alles in allem werden Sie zugeben, daß es doch etwas Gewöhnliches ist, eine französische Rede zu halten. Es sind hier doch mindestens ein halbes Dutzend Kongreßmitglieder, die es, wenn auch nicht ganz so gut, doch fast ebenso gut, wie Sie selbst es machen könnten. Aber andererseits, wer kann eine englische Rede halten wie Sie, das können nur Sie. Alle diese Bevollmächtigten sind von den verschiedenen Höfen Europas hierhergekommen in der Erwartung des größten geistigen Genusses ihres Lebens, den größten lebenden Meister englisch sprechen zu hören. Die Frage für Sie, mein lieber Lord, ist: wollen Sie diese enttäuschen?“

Lord Beaconsfield nahm sein Glas ins Auge, fixirte Lord Odo mit seinem Blick und sagte dann: „Da ist viel Wahrheit in dem was Sie sagen; ich werde mir die Sache überlegen.“ Und am nächsten Tag redete er englisch. Nun ist das psychologische Räthsel: Nahm er die Schmeichelei ernst und glaubte ehrlich, daß Lord Odos Bitte wirklich dahin ging, ihn englisch sprechen zu hören? Oder durchschaute er die Sache und verstand den höflichen Wink, daß er durch seine französische Rede den Kongreß lächerlich gemacht haben würde?

Nach Einschaltung dieser gefälligen Russel'schen Erzählung, nehme ich die Gespräche des Fürsten Bismarck vom 30. Dezember 1880 an der Hand meines Tagebuchs wieder auf.

*

Im weiteren Verlauf kam er auf andere große Persönlichkeiten zu sprechen. „Goethe, der weimarische Staatsminister, habe eine

merkwürdige Devotion gegen fürstliche Personen gehabt. — Kaunitz war viel eitler auf seine Reitkunst, als auf den Staatsmann, und wer etwas von ihm wollte, mußte in seine Reitbahn gehen und ihn bewundern; bekanntlich ritt er sehr schlecht. So scheint jeder große Mann an seinem Verstand an irgend einer Stelle scheckig zu sein, sowie ein schöner Apfel eine schlechte Stelle hat. Alexander von Humboldts Haltung war mitunter würdelos, bei Hofe wurde er nicht respektirt, ich war einer der wenigen, der ihn höflich behandelte. So konnte er stundenlang in dem Vorzimmer des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam resp. Sanssouci warten, ob er gerufen werde oder nicht. Hatte der König einmal keine Neigung, ihn zu sehen, dann fuhr er nach stundenlangem Warten wieder nach Berlin zurück. Der alte Feldmarschall Wrangel, der eines Tags einigen Offizieren seines ostpreußischen Regiments einst Potsdam persönlich zeigte und sie überall herumführte, kam auch nach Sanssouci und sah Humboldt, wie gewöhnlich antichambriren; darauf sagte Wrangel zu seinen Offizieren: „Nun habt Ihr den Chinesen und den Neger seiner Majestät gesehen, hier zeige ich Euch nun den Weltweisen des Königs.“ Humboldt erhebt sich schnell von seinem Lehnstuhl, verbeugt sich, und Wrangel klopft ihn auf die Schulter und sagt: ‚Nun, Weltweiserchen, wie geht's?‘ Es ist mir immer unverständlich gewesen, was Humboldt an den Hof trieb; die Gänseleberpastete, von der er sich immer den ganzen Teller voll legte, kann es doch nicht gewesen sein; er war reich genug, um sie auch zu Hause essen zu können; und nachher ging er zu Varnhagen und skandalirte über den Hof und die Menschen.“

Was mir heute zum ersten Male auffiel, war die merkwürdige Belesenheit des Fürsten in der belletristischen Litteratur, — man sollte meinen, sie liege ihm fern und er habe keine Zeit dafür. Und doch hatte er verschiedene Sachen in „Nord und Süd“ von Paul Lindau gelesen. Auch die damals erschienenen Bände von Geheimrath Louis Schneider,[1] des früheren Vorlesers Friedrich Wilhelm IV.

---

[1] Bismarck citirt in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ wiederholt L. Schneiders Werk: Aus dem Leben Kaiser Wilhelm I.

und Kaiser Wilhelms, kannte er. „Viele Thatsachen, die darin erzählt werden, interessirten mich — sagte er —; man lernt aus solchem Buche doch, wie anders es seit den letzten zwanzig Jahren bei uns geworden ist. Wenn man an die Zeiten zurückdenkt, wo Jeder, der damals das Glück hatte, in irgend einer Eigenschaft zu den russischen Manövern nach Kalisch mitgenommen zu werden, noch nach Monaten von seinem Juchtengeruch zehrte; das ist doch nicht mehr möglich!"

Auch die Memoiren der früheren Schauspielerin Caroline Bauer kannte er; dies führte auf Stockmar, dessen Charakter er anerkennend besprach. Dagegen machte er gegen den König der Belgier Leopold I. einen gewissen Vorbehalt. „Das war ja auch ganz natürlich — fuhr er zur Motivirung seines Urtheils fort —, ein Vaterland hat er nicht gehabt; er war ein deutscher Prinz, russischer Offizier, heirathete eine englische Prinzessin und wurde schließlich König der Belgier."

Graf Rantzau erzählte, wie Leopold zu Anfang seiner Regierung häufig kleine Kreise zu sich geladen; bei einer solchen Gelegenheit habe einmal einer der wenig ceremoniell veranlagten Belgier ihm auf den Leib geschlagen, wie man das wohl in einer gemüthlichen Unterhaltung einmal thut, seitdem habe er nie wieder kleine Kreise um sich versammelt. „Na, das war auch stark — sagte Bismarck —, ich hätte dem Betreffenden einen mit der Faust auf die Nase gegeben und gesagt: „Pass the toast."

Es kam die Rede auf den Minister Maybach, und Bismarck erzählte die damals in den Berliner Geheimrathskreisen cirkulirende Geschichte: „Ein neuer Beamter, der sich ihm vorstellen will, trifft ihn auf der Treppe des Ministeriums und sagt: „Habe ich das Vergnügen, Herrn Maybach zu sehen?" Worauf dieser erwidert: „Mein Name ist Maybach, aber von Vergnügen ist hier nicht die Rede." Bei dieser Gelegenheit sprach er sich sehr anerkennend über den Minister aus.

Die Frage, wann der Anfang der Woche sei, wurde aufgeworfen. Bismarck sagte, sein Studiengenosse, Graf Keyserling, hätte während ihrer Universitätszeit in Göttingen diese Frage schon

ergründen wollen. „Handwerker sagen, am Montag Anfang und Sonnabend Schluß, nach der Bibel ist Montag der erste Tag und Sonntag der siebente Ruhetag und Schluß. Andererseits wird aber der Sonntag als Anfang der Woche betrachtet.“ Es waren verschiedene Meinungen und die Frage blieb unentschieden.

Später erzählte Bismarck: „Ein Freund hat mir neulich seinen Sohn für den diplomatischen Dienst empfohlen, namentlich hinweisend auf seine Sprachgewandtheit, worauf ich ihm sagte: „Die hat jeder elegante Oberkellner auch.“ In seiner Muttersprache muß man sich vollkommen ausdrücken können, was verhältnißmäßig nur Wenigen gegeben ist. — Das Französische muß man allerdings auch kennen, jedoch nicht vollkommen, nur gute Gedanken eben auszudrücken verstehen.“

Dies führte auf die bekannte Geschichte mit dem russischen Gesandten Baron Budberg, die Bismarck bereits während des französischen Krieges seinen Leuten erzählte.

„Der Holländer Baron Schimmelpenninck wollte holländisch schreiben, ich hätte ihm plattdeutsch geantwortet, — obskure Sprachen habe ich mir verbeten.“

Beim Essen hatten wir Sterlet, sehr feinschmeckend, den Karpfen ähnlich. „Nach Kaviar ist das einzige Getränk Wasser, wie es die Russen thun“, sagte Bismarck. Sehr hübsch war das Weihnachtszimmer, wo noch alle Geschenke lagen.

*

In der nächsten Zeit beschäftigte mich lebhaft das Projekt des Kurfürstendammes, worüber bereits das Nähere in Poschingers „Bismarck-Portefeuille“, Bd. IV. S. 195, gesagt ist. Für Diejenigen, welchen dieses Bändchen nicht zur Hand ist, will ich das Wesentliche hier kurz rekapituliren.

Vor zehn Jahren bereits hatte Bismarck dem Kaiser auf dessen Wunsch eine Denkschrift über die fernere Behandlung und den Ausbau dieser Straße, der einzigen, welche Berlin für die Zukunft mit dem Grunewald verbinden kann, überreicht.

Dieselbe lautet:

Berlin, den 5. Februar 1873.

An
Den Königlichen Geh. Kabinetsrath
Herrn von Wilmowski
Hochwohlgeboren
hier.

Ew. Hochwohlgeboren erwidere ich unter Rückstellung der mir übermittelten Anlagen auf die im Allerhöchsten Auftrage an mich gerichteten gefälligen Schreiben vom 4. November v. J. und vom 30. Januar d. J. ganz ergebenst, daß mir die Erhaltung der ganzen Breite des Kurfürstendammes in fiskalischem Besitz zu Gunsten der öffentlichen Interessen späterer Zeit geboten erscheint, und daß meines Erachtens den Anbauern zu beiden Seiten des Kurfürstendammes nicht gestattet werden sollte, irgend einen Theil desselben mit in ihre Häuserberechtigung hineinzuziehen und als Ersatz für die ihnen obliegende Pflicht zur Hergabe des Straßenterrains zu benutzen; dieselben Gründe, die ich mir zu entwickeln erlauben werde, sprechen gegen Verwendung irgend eines Theiles der Dammbreite zur Pferdebahn. Ich will nicht gegen die Pferdeeisenbahn überhaupt votiren, nur bin ich der Ansicht, daß das zu derselben nothwendige Terrain aus den Mitteln der Grundbesitzer jener Gegend hergegeben, nicht aber der Weg da verengt werden sollte, wo der fiskalische Besitz ausnahmsweise Gelegenheit zu breiter und schöner Straßenentfaltung bietet.

Erfahrungsmäßig sind alle Hauptverkehrsstraßen in so massenhaft wachsenden Städten wie Berlin zu eng.

Auch die Straße am Kurfürstendamm wird nach den jetzt bestehenden Absichten zu eng werden, da dieselbe voraussichtlich ein Hauptspazierweg für Wagen und Reiter werden wird. Denkt man sich Berlin so wie bisher fortwachsend, so wird es die doppelte Volkszahl noch schneller erreichen, als Paris von 800000 Einwohner auf 2 Millionen gestiegen ist.

Dann würde der Grunewald etwa für Berlin das bois de Boulogne und die Hauptader des Vergnügungsverkehrs dorthin mit einer Breite, wie die der Elyseischen Felder durchaus

nicht zu groß bemessen sein. An der in Rede stehenden Stelle allein liegt die Möglichkeit einer großen Straßenverbindung mit dem Grunewald vor, weil eine fiskalische Straße, der Kurfürstendamm, über die gesetzlichen Anforderungen hinaus existirt. Mein Votum würde sonach dahin gehen, daß von den Anbauern die Herstellung der üblichen Straßenbreite in vollster Ausdehnung gefordert würde, ohne Rücksicht auf das Vorhandensein des Kurfürstendammes, so daß letzterer eine exceptionelle Zugabe zur Straßenbreite bildete. Nur auf diese Weise würde über den Thiergarten hinaus eine bequeme Cirkulation der Berliner Bevölkerung ins Freie nach dem Grunewald hergestellt werden können; und nur bei diesem Prinzip wird sich ein ähnlicher Reitweg, wie ihn das sonst wenig kavalleristische Frankreich von Paris nach dem bois de Boulogne besitzt, schaffen lassen.

Sollte noch eine Pferdeeisenbahn in die dortige Straßenbreite hineingelegt werden, so würde der Luxus- und Feiertagsverkehr von Wagen und Pferden außerordentlich beengt und gehindert werden.

Wenn man sich Berlin, welches seit kurzem von 200 000 Einwohnern auf 800 000 Einwohner angewachsen ist (eine Ziffer, die Paris zur Zeit von Louis Philipp hatte, während es dieselbe seitdem mehr wie verdoppelt hat) in demselben Maße weiter zunehmend denkt, und nach den bisherigen Erfahrungen wächst es besonders gegen Charlottenburg und den Grunewald hin, so können leicht Verhältnisse eintreten, in welchen man es bereuen wird, eine Straßenlinie, welche zur Königlichen Verfügung stand, derselben nicht erhalten zu haben. Man würde dann vergebens bedauern, daß man diese Straße am Kurfürstendamm zu Gunsten vereinzelter Privatinteressen zu gewöhnlicher Breite hätte einschrumpfen lassen.

Eine Abhülfe wäre aber dann nicht mehr möglich, während jene Breite, welche man jetzt für den Reitweg konservirt, bei überwiegendem öffentlichen Bedürfniß immer noch chaussirt und dem Fahrverkehr übergeben werden kann.

Mein Antrag würde daher dahin gehen, daß ganz unab-

hängig von dem fiskalischen Kurfürstendamm die gesetzlichen Straßenbreiten aus eigenen Mitteln herzugeben sind, die Pferdebahn-Konzessionäre aber gleichzeitig auf Aufsuchung anderer Wege zu verweisen.

von Bismarck.

Der Kaiser hatte dem Inhalte zugestimmt und die Breite dieser neuen Straße mittelst Kabinettsordre auf 52 Meter festgesetzt. Nur hatte sich in den nächsten acht Jahren Niemand gemeldet, der sie bauen wollte.

Dem Fürsten Bismarck war es daher ebenso überraschend als angenehm, diesen fast vergessenen großen Plan, der zuerst von ihm angeregt worden war, endlich ausgeführt zu sehen. Ich konnte dem Fürsten berichten, daß einige Engländer, welche meine Terrains im Westen hatten kaufen wollen, sich nun, durch eine eigenthümliche Verkettung von Umständen, veranlaßt gesehen hätten, ein großes Konsortium zu bilden, welches die Straße unter der Bedingung ausbauen wollte, daß dieselben als Bonifikation einige hundert acres von dem vorderen Theile des Grunewalds auf 99 Jahre für ein Villenterrain in Pacht erhielten. Dieses Terrain war infolge der großen Bahnhofsanlagen der Bahn Berlin-Wetzlar forstlich und jagdlich bedeutungslos geworden. Als ich dem Fürsten dieses alles mit einer gewissen Zaghaftigkeit meldete, da Terrains vom Grunewald für solche Zwecke noch niemals vergeben worden waren, sagte Bismarck mit Wärme: „Wenn die Engländer uns die Straße vorschriftsmäßig ausbauen, dann können sie meinethalben gern ein Stück vom Grunewald erhalten." Nach genauer Ueberlegung wurde verabredet, daß ich eine Eingabe machen solle, welche der Fürst dem Kaiser vorlegen wollte und daraufhin wollte der Kanzler vor Seiner Majestät eine Kabinetsordre extrahiren, die ich den Engländern vorlegen könne, um das Wohlwollen und die Förderung des Unternehmens seitens der Regierung zu dokumentiren. Inzwischen sollte ich auch zu dem landwirthschaftlichen Minister Dr. Lucius gehen, um bei ihm für das Projekt zu wirken.

Nachdem die genauen Pläne festgestellt waren, erhielt Bismarck dieselben mit einer Eingabe, welche er unterm 16. April an den Kaiser schickte und worauf er schon am 20. April die folgende Antwort erhielt:

Ich habe aus der Mir unterm 16. d. M. eingereichten und hierbei zurückfolgenden Eingabe des John Booth zu Klein-Flottbek zu Meiner lebhaften Befriedigung ersehen, in welcher Weise erstrebt wird, den von Mir gehegten Wunsch, daß an Stelle des Kurfürstendammes eine Straße in großartigem Stile angelegt werden möge, zu realisiren; es wird Mir zu großer Freude gereichen, wenn die Bemühungen Erfolg haben und werde Ich einer solchen Anlage, soweit es gesetzlich und finanziell thunlich sein wird, gern Meine wohlwollende Förderung zuwenden.

Berlin, den 20. April 1881. Wilhelm.

An den
Präsidenten des Staatsministeriums Fürsten von Bismarck.

Darauf erhielt ich einen Tag später folgendes Schreiben vom Fürsten Bismarck:

Berlin, den 21. April 1881.

In Erwiderung auf das gefällige Schreiben vom 31. v. M. gereicht es mir zur Freude, Ew. Hochwohlgeboren mittheilen zu können, daß Seine Majestät der Kaiser und König von dem von Ihnen vorgelegten Projekte, an Stelle des Kurfürstendammes eine Straße in großartigem Stile anzulegen, mit lebhafter Befriedigung Kenntniß genommen und einer solchen Anlage, soweit es gesetzlich und finanziell thunlich sein wird, Allerhöchstihre wohlwollende Förderung zugesagt haben.

Es ist mir dies um so erfreulicher, als bereits vor Jahren Seine Majestät der Kaiser ähnlichen von mir damals angeregten Plänen bezüglich der Verbindung der Stadt mit dem Grunewald ein lebhaftes Interesse zugewandt hat, und die Ausführung des vorliegenden Projektes die Verwirklichung langjähriger Wünsche Seiner Majestät ermöglichen würde.

Die Anlagen Ihres Schreibens haben Seiner Majestät vorgelegen und erfolgen hierbei zurück. v. Bismarck.

Herrn John Booth
Hochwohlgeboren.

Das war ein prompter Geschäftsgang! Und noch mehr! Schon am 6. Mai hatte ich ein amtliches Schreiben vom Minister Dr. Lucius in Händen, nach welchem der Kaiser geneigt sei, unter gewissen Bedingungen 600 Morgen gegen mäßige Zahlung abzutreten.

Ein damals kaum geglaubter Erfolg!

*

Ich bin aber hier den Thatsachen etwas vorgeeilt und will nunmehr auf eine Tischeinladung vom 19. März 1881 zurückkommen, bei welcher Gelegenheit der Fürst mit mir die ganze Kurfürstendammfrage besprach. Mein Tagebuch besagt hierüber folgendes:

Berlin, den 19. März 1881.

Der Fürst war sehr aufgeräumt. Die endliche Realisirung seiner vor acht Jahren in dem Gutachten vom 5. Februar 1873 ausgesprochenen Ideen war ihm, wie das ja auch ganz natürlich, willkommen. Ich saß zu seiner Rechten neben der Fürstin, zu seiner Linken saß ein bekannter Parlamentarier, der eine sehr bedenkliche Miene machte. Bismarck sprach unwillig über die damals aufgetauchte Frage der Aufbringung von Diäten für die Reichstagsabgeordneten durch ihre Parteigenossen. „Die werde ich durch den Staatsanwalt inhibiren lassen, als eine Bestechung der Abgeordneten; das ist in der Verfassung verboten.[1]

Die Fürstin hatte einem Bazar für Berliner Arme beigewohnt.

„Laß die Berliner für sich selbst sorgen — sagte Bismarck —, achte Du auf die Armen von Varzin, Schönhausen u. s. w."

Einige Tage vorher hatte das Attentat auf den Kaiser Alexander II. in St. Petersburg stattgefunden und interessant war es, was der Fürst darüber sagte. „Die ruchlose, sensationsbedürftige Petersburger Gesellschaft lebe in einer Aufregung, was nun wohl neues schreckliches geschehen würde." Er las die neuesten Depeschen über die Ueberführung der Leiche des Kaisers vor und wies auf die

[1] Fürst Bismarck ließ damals diesen Gedanken in verschiedenen Artikeln der „Nordd. Allg. Ztg." zum Ausdruck bringen.

weitläufigen Ceremonien hin. Bekanntlich wurde die Beisetzung einige Tage verschoben, damit der Kronprinz am Geburtstag des Kaisers, den 22. März, noch in Berlin sein könne. Bei dieser Gelegenheit sagte der Kanzler: „Kaum war das Attentat bekannt geworden, so war schon der Kronprinz bei mir, um wegen seiner Vertretung bei den Feierlichkeiten in Petersburg zu sprechen; er fürchtete, daß ich wegen der Unsicherheit der russischen Zustände Bedenken haben könne.“

Nun kam der eingangs gedachte Parlamentarier mit seinem Anliegen. Ueber die Kosten des Zollanschlusses von Altona war ein Konflikt entstanden, indem Bismarck das als eine lediglich vom Bundesrath zu entscheidende Frage behandelt wissen wollte, der Reichstag aber gleichfalls ein Recht an diese Entscheidung zu haben glaubte. Näheres über diese staatsrechtliche Frage brachten die Zeitungen der nächsten Tage.[1] Man sprach sogar schon von Reichstagsauflösung.

[1] Berlin, den 21. März. (Original-Telegramm des „Hamburgischen Correspondenten“.) Der in der vorgestrigen Sitzung der Budgetkommission wegen des Altonaer Zollanschlusses zum Ausbruch gelangte Verfassungskonflikt wird in parlamentarischen Kreisen lebhaft besprochen. Man hofft immer noch, daß durch eine angemessene Erklärung des Staatssekretärs Scholz, dessen Haltung allgemein Befremden erregt, der Reichstag der Nothwendigkeit, durch einen Beschluß sein Budgetrecht zu wahren, überhoben wird; trifft das nicht ein, so wird jedenfalls eine Resolution vorgeschlagen werden, welche nach der bisherigen Praxis die Bewilligung der Mittel über Zolleinrichtungen für den Reichstag in Anspruch nimmt. Dafür werden sich voraussichtlich alle Parteien erklären, mit Ausnahme der Deutsch-Konservativen, welche inzwischen nach einem Auswege aus der für die Regierung unbequemen Situation suchen. — Die Regierung scheint allerdings zum Nachgeben nicht geneigt, wie aus einem Artikel der heutigen „Nordd. Allg. Ztg.“ über diese Frage hervorgeht. — Daß die verbündeten Regierungen heute zur Aufgabe ihrer Autonomie in Zollsachen bereitwilliger seien, als im Jahre 1868, — dafür liegt bisher kein Anzeichen vor.

Der bewußte Artikel der „Nordd. Allg. Ztg.“ besagte, über den Zollanschluß Altonas sei nicht mehr zu beschließen, derselbe sei res judicata. Der Bundesrath allein habe die vertrags- und verfassungsmäßige Entscheidung darüber. Das Reich und der Zollverein deckten sich nicht. Der Zollverein bilde

Von konservativer Seite war man eifrig bemüht, einen Weg der Verständigung herbeizuführen, und unser Abgeordneter hatte diese Vermittlerrolle übernommen. Kaum hatten wir uns gesetzt und Bismarck die ersten Züge aus seiner Pfeife, welche ich ihm angezündet hatte, gethan, als der Abgeordnete die Erörterung beginnen wollte. Aber damit kam er schlecht an; kaum daß er ein Paar Worte gesprochen hatte, donnerte Bismarck ihn an: „darüber diskutire ich mit Ihnen als Reichskanzler überhaupt nicht." Dann warf er ihm mit zornsprühenden, großen Augen einen wahrhaft vernichtenden Blick zu, wandte sich ganz ab von ihm, sah sich aber in kleinen Pausen wieder nach ihm um, wie man sich etwa nach einem Vierfüßler im Zimmer umschaut, dem man einen Tritt versetzt hat, um sich zu überzeugen was er nun macht. Dieser in Zorn gerathene Bismarck war höchst merkwürdig, — ich hatte ihn nie so gesehen. Er sah gewaltig und fürchterlich aus! Der Parlamentarier zog sich in seinen Lehnstuhl zurück, war ganz stumm und nach

---

eine durch die Reichsverfassung gewährleistete Konföderation, an deren Spitze nicht der Reichskanzler, sondern der preußische Finanzminister stehe. Die als „Kaiserlich" bezeichneten drei vereinsländischen Hauptzollämter seien in der That keine Kaiserlichen und ressortirten nicht vom Reich, der Reichskanzler sei ohne Beziehung zu ihnen und dieselben gehörten in ihrer Gesamtheit zum Zollverein der konföderirten Partikularstaaten, seien aber keine Reichseinrichtungen. Die eigentliche Vertretung der Rechte der zollverbündeten Regierungen liege dem preußischen Finanzminister als Chef der Zollvereinsverwaltung und seinen zollstaatlichen Kollegen ob. Diese so wenig wie die Reichsbeamten seien in der Lage, der Budgetkommission oder dem Reichstage irgend welche Konzessionen auf Kosten der Zollverträge in wirksamer Weise zu machen. Die Beschlüsse der Budgetkommission oder des Reichstages auf diesem Gebiete können staatsrechtlich immer nur die Bedeutung eines Wunsches oder Antrags auf Aenderung des Zollvertrags haben.

Am 22. März endlich schrieb der „Hamb. Correspondent":

Der staatsrechtliche Konflikt über den Umfang der budgetrechtlichen Kompetenzen in Bezug auf die Kosten des Altonaer Zollanschlusses steht heute im Vordergrund des öffentlichen Interesses. Wie uns aus Berlin berichtet wird, ist man auf konservativer Seite eifrig bemüht, irgend einen Weg zur Verständigung zu suchen und die Regierung zu einer Erklärung zu bewegen, mit welcher sich der Reichstag zufrieden geben könnte. Allein es ist sehr zweifelhaft,

kurzer Zeit verschwunden. Die Zeitungen brachten am nächsten Tage folgende Notizen:

„Ueber eine politische Verhandlung, welche ein dem Fürsten nahestehender Parlamentarier mit dem Reichskanzler gehabt hat, gehen uns Mittheilungen von solcher Zuverlässigkeit zu, daß wir dieselben unsern Lesern nicht vorenthalten können. Der Abgeordnete hatte es unternommen, eine Vermittlung zwischen dem Standpunkt der Wahrung des Budgetrechtes des Reichstages in der Zollanschlußangelegenheit und dem Standpunkt des Reichskanzlers anzubahnen, wie es scheint dadurch, daß durch die praktische Lösung die theoretischen Schwierigkeiten umgangen werden sollten. Der Herr stieß jedoch auf eine sehr entschiedene und schroffe Ablehnung des Reichskanzlers. Der Reichskanzler erklärte, das Recht der Bundesregierungen gegen jeden Beschluß des jetzigen Reichstages und jedes künftigen aufrecht erhalten zu wollen, auch wenn wiederholte Auflösungen nöthig werden sollten. Auch an Warnungen an die Freikonservativen, sich nicht gegen das in Anspruch genommene Recht der Regierung zu stemmen, wenn sie wieder gewählt werden wollten, hätte es nicht gefehlt. Der Eindruck, den man in Reichstagskreisen aus diesen wohlbeglaubigten Erzählungen zieht, ist der, daß die Luft mit Konfliktsstoff sehr stark gesättigt und neuer in der Ansammlung ist."

---

ob dies gelingen wird. Der Reichskanzler soll mit größter Entschiedenheit, ja Heftigkeit für den vom Staatssekretär Scholz eingenommenen Standpunkt eingetreten sein. Auch das Centrum möchte den unangenehmen Zwischenfall gern aus der Welt schaffen; die ultramontane Partei glaubt sich genöthigt, sich in dieser Frage auf den Standpunkt der Liberalen zu stellen, wünscht dabei aber, im gegenwärtigen Augenblick es nicht mit dem Reichskanzler zu verderben. Die weitere Entwickelung der Angelegenheit ist noch nicht vorherzusehen; es wird aber befürchtet, sie könnte sich zu einem großen Konflikt zuspitzen. Auch Reichstagsauflösungsgerüchte knüpfen wieder an diese Streitfrage an. Das schroffe Vorgehen der Regierung hat um so mehr Befremden erregt, als für den Zollanschluß von Altona im Reichstag ohne Zweifel eine Majorität, bestehend aus Konservativen, Centrum und wenigstens einem Theile der Nationalliberalen, zu erlangen wäre, ein praktischer Zweck, die Mitwirkung des Reichstags zu umgehen, somit nicht einzusehen ist.

Und am 21. März wurde dem „Hamburgischen Correspondenten" aus Berlin telegraphirt:

„Die Versuche einer Verständigung mit dem Reichskanzler wegen des Bewilligungsrechts des Reichstags bezüglich der Kosten des Zollanschlusses Altonas sind gescheitert; der Reichskanzler stellt die Vorlage lediglich zur Kenntnißnahme des Reichstags in Aussicht. Auch das Centrum und die Reichspartei vertheidigen das Budgetrecht. Die Deutsch-Konservativen sind schwankend."

Die durch das Intermezzo mit dem Parlamentarier hervorgerufene ungemüthliche Pause unterbrach ich, indem ich verschiedenes über den Fortgang der Kurfürstendamm-Angelegenheit meldete, einige Pläne vorlegte, die Bismarck interessirten. Damit war der Eindruck der eben vorhergegangenen Scene verschwunden.

Sehr hübsch erzählte er dann:

„Ich habe in diesen Tagen meinem allergnädigsten Herrn darüber Vortrag halten müssen, daß der Sultan ihm ein Regiment anbieten wolle. Der Kaiser wurde roth und immer röther; er dachte sich nämlich schon in der Uniform des ihm verliehenen Regiments, den Fez auf dem Kopfe die türkische Deputation empfangend." Als der Kanzler hier schwieg, gestattete ich mir die Frage, was nun dem Sultan geantwortet worden sei. „Vorläufig — sagte er — habe ich abgeschrieben; das Verleihen von Regimentern stamme noch von der heiligen Allianz zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland her; augenblicklich sei es auch wegen der schwebenden griechischen Frage nicht opportun; einer anderen Großmacht hätten wir es auch schon abgeschlagen, doch dies letztere war nur eine Ausrede, also vorläufig geht dieses an uns vorüber."[1]

---

[1] Ueber die obenstehende Episode las man damals in den Blättern. Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1881, als dem Kaiser eines Tages zur Kenntniß gebracht wurde, daß Sultan Abdul Hamid gelegentlich zu verstehen gegeben habe, wie angenehm es wäre, wenn er dem mächtigen und ehrwürdigen Herrscher des Deutschen Reiches eines seiner Regimenter verleihen könnte. Der Kaiser würdigte vollkommen die freundliche Absicht des Padischa und drückte den Wunsch aus, es möge demselben bei einem passenden Anlaß der Kaiserliche Dank für die Aufmerksamkeit überbracht werden, allein auf das Anerbieten

Ueber einen Artikel in Rocheforts „Intransigeant" sprach der Fürst und sagte: „Die Zustände dort können uns passen; wäre in Frankreich eine monarchische Regierung, so hätten wir sie schon längst wieder auf dem Buckel."

*

Von den in meinem Besitze befindlichen Holzarten hatte ich die von meinem Vater vor fünfzig Jahren in Flottbek gepflanzten Exemplare, die nun zu stattlichen Bäumen herangewachsen waren, schlagen lassen, um sie auf ihren Holzwerth prüfen zu können, da die Gegenpartei der Anbauversuche diesen Mangel an eigener Erfahrung als sehr bequemes Mittel für ihre Opposition stets ins Feld führte. Ich hatte demnächst Holzscheiben herstellen lassen, desgleichen solche von gleichaltrigen einheimischen Bäumen und schaffte die ganze Sammlung nach Berlin, um sie dem Fürsten Bismarck zu zeigen. Ob derselbe nun das Schreiben, worin ich demselben mein Vorhaben mittheilte, mißverstanden oder sich gedacht hatte,

---

einzugehen, bekundete der Kaiser doch keine Neigung. Er könne, so meinte er beiläufig, nicht wohl annehmen, was er nicht auch zu vergelten in der Lage sei. Wenn er einwillige, daß ihn der Sultan zum Inhaber eines türkischen Regiments ernenne, so müßte er seinerseits wieder dem Großherrn ein deutsches Regiment verleihen. Dies an sich würde nun allerdings ein Bedenken nicht rechtfertigen; wie aber, wenn der Sultan einmal nach Berlin käme? Dann wäre er, der Kaiser gezwungen, bei einer Parade zu Ehren des Sultans in türkischer Uniform mit dem Fez auf dem Haupte zu erscheinen, und dies erachtete der greise Monarch als unzulässig. Lächelnd bemerkte er, es würde sich höchst sonderbar ausnehmen, wenn er mit dem Fez kommandirte, und was seine Truppen dazu wohl sagen möchten, — nein, nein, es gehe nicht an, er würde sich selber und gewiß auch seinen braven Soldaten ein wenig komisch vorkommen. Wenn er noch jünger wäre, hätte die Sache vielleicht einen anderen Anstrich, aber bei seinem Alter könne er sich einer solchen Möglichkeit doch nicht aussetzen. Und dabei blieb es; so ist Kaiser Wilhelm nicht auch türkischer Regiments-Inhaber geworden. Die Episode zeigt aber auch, mit welcher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der verewigte Kaiser selbst in minder belangreichen Fällen alle erdenklichen Eventualitäten berücksichtigte, und wie sorgfältig er alles vermied, was irgendwie das militärische Gefühl auch nur im Geringsten zu beeinträchtigen geeignet hätte sein können.

es wäre eine große Mühe, sie zu transportiren, genug, der Graf Wilhelm Bismarck kam zu mir ins Hotel, um seinen Vater zu entschuldigen, er könne nicht ausgehen, da er nicht wohl sei, worauf ich dem Grafen erwiderte, es sei nimmermehr meine Meinung gewesen, daß der Fürst sich hätte zu mir bemühen sollen.

Kurze Zeit, nachdem sich der Graf entfernt hatte, wurde ich durch das folgende Schreiben beehrt:

Berlin, den 12. Februar 1882.

Der Reichskanzler Fürst von Bismarck bittet Herrn Booth, ihm die Ehre erweisen zu wollen, heut, Sonntag, den 12. Februar 1882, um 5 Uhr bei ihm zu speisen; zugleich wird die Bitte ausgesprochen, gefälligst die Hölzer mitbringen zu wollen.

Anzug: Ueberrock.

Der Fürst schien leidend und war nicht sehr gesprächig. Von seinem Befinden und Aussehen kam er auf „Bärte" zu sprechen, wobei er die Aeußerung machte: „Einmal noch möchte ich mir meinen Bart stehen lassen (wie er es vor Jahren nach einer Krankheit gethan hatte), um ihn dann schwarz färben zu lassen!" Welche humoristische Idee!

Nach Tisch brachten die Diener die von mir in das Reichskanzlerpalais geschafften Hölzer. Der Fürst, welcher ausgestreckt auf der Chaiselongue lag und rauchte, erbat sich von der Fürstin ein Metermaß, und nun saßen wir wohl bis gegen zehn Uhr mit Vergleichen und Untersuchungen beschäftigt. Er bedankte sich, tadelte mich nur über die Rücksichtslosigkeit, diese Bäume gefällt zu haben, schwieg aber, als ich ihm darauf erwiderte, daß ich dann nicht das Glück gehabt hätte, ihm in dieser mühelosen Weise die ganze Entwickelung der fremden Arten vorlegen zu können, um dadurch sein Interesse für diese Bestrebungen zu erhöhen. Er hoffte, mich bald in Friedrichsruh zu sehen.

*

Am 28. März 1882 schrieb mir Graf Wilhelm Bismarck aus Friedrichsruh, der Reichskanzler sei dort eingetroffen und bleibe

mehrere Wochen. „Er würde sich freuen, wenn Sie einmal Anlaß nehmen wollten, ihn zu besuchen und in diesem Falle nur den Zug anzumelden, mit welchem Sie eintreffen.“

Selbstredend beeilte ich mich, dieser liebenswürdigen Anregung zu entsprechen, und fuhr am 5. April nach Friedrichsruh. Das Tagebuch sagt:

Friedrichsruh, den 5. April 1882.

Der Fürst wollte ein Urtheil über den Stand der bei ihm in den Jahren 1878 und 1879 ausgeführten Pflanzungen, welche ihm in ihrer Entwickelung nicht ganz zu genügen schienen. „Meiner Meinung nach sind viele der Pflanzen zu tief gepflanzt — sagte er —; ich weiß nicht, was der Oberförster Lange an dem alten Zimmermann hat! Er mag ein braver Mann sein und alle Tugenden haben, im Pflanzen aber ist er ein dummer Kerl. In Varzin pflanzte man fast immer zu tief, bis ich es ihnen abgewöhnte.“

Bismarck hatte nicht unrecht mit dieser Bemerkung, denn im allgemeinen ist es ein weitverbreiteter Fehler, zu tief zu pflanzen, infolgedessen man so oft kümmerlich entwickelte Pflanzungen sieht. Bei der Pflanzung in Friedrichsruh lag aber ein anderer Grund vor, weshalb die Entwickelung scheinbar etwas zurückgeblieben war; er bestand nämlich darin, daß diese großen Exemplare ein oder zwei Jahre mehr gebrauchen, um sich nach der Störung durch das Verpflanzen wieder ganz zu erholen. Der Kanzler war nach Darlegung dieser Gründe beruhigt.

Ein merkwürdiger Gast war heute in Friedrichsruh, der Geheimrath Professor Dr.... aus.... Aus seinen Aeußerungen bei der gemeinsamen Rückfahrt nach Hamburg durfte ich schließen, daß er sich ziemlich herangedrängt hatte, und der Fürst wußte auch thatsächlich nicht recht, was er mit ihm machen sollte. Als wir unsere Besichtigung draußen beendigt hatten und das große Zimmer betraten, stand der betreffende Herr am äußersten Ende desselben, worauf Bismarck halblaut zu mir sagte: „Wer ist das eigentlich? Wie heißt der Mann?“ Ich nannte ihn leise. „Scheußlicher Name,“ sagte Bismarck, ging zu ihm und reichte ihm die Hand.

Bei Tisch fragte ich den Fürsten, ob ich ihm mein neues Buch

„Die Naturalisation von ausländischen Holzarten in Deutschland" widmen dürfe, worauf er antwortete: „Das müssen Sie dem Minister Dr. Lucius widmen," worauf ich erwiderte, daß die Bedeutung dieser ganzen Frage für unsere Waldwirthschaft wohl erst nach vielen Jahren in die Erscheinung treten dürfte, wo man dann, bei allen Verdiensten, die dem Minister Lucius in dieser Sache zukämen, diesen selbst kaum mehr dem Namen nach kennen würde; da läge mir denn doch der Wunsch nahe, seinen Namen mit dieser auch von ihm als hochwichtig anerkannten Frage verknüpft zu sehen.

Die illustrirte Zeitschrift „Graphic" hatte unter dem 25. März eine Bismarcknummer gebracht, bei welcher Gelegenheit er von seinem berühmten Sedanbriefe erzählte, der bald nach dem Kriege, von dem „Figaro" mit rothen Lettern autographirt, in Hunderttausenden von Exemplaren verkauft worden war.[1] Ich kaufte damals ein solches in Blankenberghe. „Ja — sagte der Reichskanzler —, ich war mit diesem Briefe, der sich doch sehen lassen konnte und schließlich sogar noch unter die Augen der Adressatin kam, glücklicher wie mancher Andere, dessen Briefe im Kriege aufgefangen wurden. So wurde mir im Jahre 1866 eine gange sächsische Post überbracht, darunter ein Brief eines sächsischen Prinzen; öffnen mußte ich ihn. Nun hatten die Sachsen eben eine Schlappe bekommen, die Preußen hatten allenthalben gesiegt, und trotzdem war eine vernichtende Kritik über preußisches Militär darin, ‚. . . nicht einmal schießen können die Kerls . . .' Ich siegelte ihn wieder zu, ohne eine Kopie davon zu nehmen."

Im Laufe der Unterhaltung sagte der Fürst — des Zusammenhangs erinnere ich mich nicht mehr —: „Wenn so ein neuer Minister erst einige Crachats hat und sich dann vor den Spiegel stellt, dann schlägt er sich vor die Brust und sagt: Du bist doch auch eigentlich ein tüchtiger Kerl, und von dem Augenblick an weiß er alles besser wie alle Anderen."

---

[1] Der von Franctireurs aufgefangene Brief Bismarcks, d. d. Vendresse, 3. September 1870, wurde in Facsimiledruck vom „Figaro" veröffentlicht.

Von der Erlaubniß des Fürsten, ihm das genannte Werk zu dedizIren, Gebrauch machend, schrieb ich demselben am 31. Mai, die Drucklegung desselben nähere sich ihrem Ende. „Den Wortlaut der dem Buche vorzudruckenden Widmung an Eure Durchlaucht als den wesentlichen Förderer dieser hochwichtigen, aber bisher wie so vieles bei uns in falschen Bahnen sich hinschleppenden Frage habe ich entworfen und gestatte ich mir die ganz ergebene Anfrage, anknüpfend an die mir neulich gütigst gewährte Erlaubniß, ob ich diesen Entwurf Eurer Durchlaucht zur Einsicht einsenden darf.“

Hierauf bekam ich ein aus Friedrichsruh datirtes Schreiben des Grafen Wilhelm Bismarck vom 5. Juni 1882, worin er mir mittheilte, sein Vater danke mir sehr für mein Schreiben und würde die Widmung meines Werkes gern entgegennehmen. „Von einer Einsichtnahme des Wortlautes vor dem Drucke glaubt er Abstand nehmen zu können, da er übelwollende Wendungen für ihn wohl nicht enthalten wird. Wir reisen in zwei Stunden nach Berlin.

Mit meines Vaters und meinen herzlichen Empfehlungen bin ich u. s. w.“

Der Leser möge beurtheilen, ob die vorstehende Voraussetzung des Fürsten Bismarck zutreffend war. Meine Widmung lautete:

Durchlauchtigster Fürst! Ein volles Jahrhundert ist dahingegangen, seit die Einbürgerung amerikanischer Waldbäume bei uns von sachkundigen weitblickenden Männern empfohlen wurde. Dieselben stützten sich auf ihre zum Theil persönlich während eines langjährigen Aufenthaltes in Nordamerika gesammelten Erfahrungen. Aber die Versuche zu jener Einbürgerung wurden mangelhaft ausgeführt, das Gegentheil des Erstrebten trat ein, es scheiterten die hochgespannten Erwartungen und schließlich entstand ein allgemeines Mißtrauen gegen alle fremden Arten. So mag es gekommen sein, daß man, von irrigen Voraussetzungen ausgehend, wenn auch mit einer gewissen Berechtigung diese werthvollen Hölzer für den größeren Anbau unberücksichtigt gelassen hat, auch selbst

zu systematischen Versuchen im Kleinen sich nicht hat entschließen können.

Die nachfolgenden Blätter liefern indessen auf Grund amtlicher Erhebungen den Beweis, daß die fremden Arten an vielen Oertlichkeiten unseres Vaterlandes bereits in einzelnen stattlichen Exemplaren vorhanden sind, und daß die von denselben hier geschlagenen Hölzer sich durch besondere Eigenschaften vor unseren einheimischen auszeichnen. Es ist lebhaft zu bedauern, daß den Versuchen mit ihnen nicht schon in früheren Zeiten näher getreten wurde.

Der gewichtigen Unterstützung, welche Eure Durchlaucht meinen Bestrebungen, die sich an jene meines Vaters und anderer würdigen Männer anreihen, huldreich zuwandten, ist es vor allem zu danken, wenn durch die nunmehr staatsseitig angestellten Versuche endlich, nach einem nutzlos verflossenen Jahrhundert, der richtige Weg zur Lösung der Frage beschritten worden ist. Spätere Generationen werden es in erster Linie Ihnen, Durchlauchtigster Fürst, zu danken haben, wenn in Deutschlands Forsten neben unseren einheimischen auch ausländische Waldbäume forstmäßig angebaut werden. Durch gütige Gewährung meiner Bitte, Eurer Durchlaucht diese Schrift widmen zu dürfen, ist es mir vergönnt, meiner hohen Verehrung sowie meinem ehrerbietigsten und wärmsten Dank für Eurer Durchlaucht Förderung öffentlich Ausdruck geben zu können.

Klein-Flottbek i. Holstein, den 26. Juli 1882.

In dem Schreiben, mit dem ich am 6. August 1882 die Vorlage des Buches nach Varzin begleitete, unterließ ich nicht zu bemerken: „Wir sind wohl in Bezug auf die Naturalisation ausländischer Waldbäume in Deutschland einen Schritt weiter gekommen, aber der deutsche Partikularismus wird es ohne beständige Wachsamkeit und energisches Handeln trotz alledem zu stande bringen, diesen von Preußen ins Leben gerufenen Versuchen entgegen zu arbeiten. Meine mit manchen deutschen Regierungen amtlich gepflogene Korrespondenz giebt dafür bündiges Zeugniß, und deshalb

ist es gar nicht hoch genug anzuschlagen, daß diese neueste Schrift mit Eurer Durchlaucht Namen an der Spitze in die Oeffentlichkeit tritt."

*

Hier tritt in meinen Beziehungen zu dem Fürsten Bismarck eine größere Pause ein; es hängt dieselbe theilweise wohl auch mit dem Befinden desselben zusammen; wenigstens war meine Information aus Friedrichsruh wenig trostreich. „Der Fürst ist so schwach und elend angelangt — so heißt es in einem mir aus der Umgebung des Kanzlers zugegangenen Schreiben vom 4. Juli 1883 — wie ihn noch Niemand gesehen hat, er bedarf der unbedingtesten Ruhe."

Die nächste Einladung des Fürsten erhielt ich am 23. Oktober 1883. Das Weitere ergiebt das Tagebuch.

Friedrichsruh, 27. Oktober 1883.

Ich erkundige mich nach dem Befinden des Fürsten, worauf derselbe erwidert: „Es ging mir schon besser, die Leute in Berlin lassen mich aber nicht in Ruhe, ich aber bedarf der Ruhe, sonst kann ich nicht mehr arbeiten."

Neue Anlagen wurden besprochen, namentlich ob gegen den öffentlichen Weg nach Norden zu eine Hecke, eine Mauer oder ein Gatter anzulegen sein würde. Zum Essen war Fürst Hohenlohe, Botschafter in Paris, anwesend, sehr rüstig für seine 64 Jahre. Jener saß zur Rechten Bismarcks mit der Fürstin, ich zur Linken mit der Gräfin Rantzau.

Der Fürst erkundigte sich nach dem Kurfürstendamm, „ça marche?"

Ich betonte die Schwierigkeiten, die mir der Decernent der Potsdamer Regierung bereitete.

„Wissen Sie zufällig seinen Namen?"

Ich nannte den Regierungsrath . . .

„Wie kann man von dem Träger dieses Namens etwas anderes erwarten?" sagte der Fürst und schloß daran einige Betrachtungen über die Schwierigkeiten, die er mit einzelnen Ministern

gehabt habe — besonders früher mit dem Grafen Fritz Eulenburg und mit dem Grafen Itzenplitz, „das war ein Minister, wie er nicht sein soll.“

Der Fürst war mit meiner Wahl der Rüster zur Bepflanzung des Kurfürstendammes einverstanden: „Wo man in dortiger Gegend einen besonders gut entwickelten Baum sieht, ist es stets die Rüster.“ Mir war dieses Urtheil Bismarcks besonders lieb, da in Berlin die offiziellen Leute natürlich für die übliche Linde waren und mir es nur mit großer Mühe gelungen war, meine Ansicht durchzusetzen, welche nun als die richtige durch Bismarck bestätigt war.

Es kam die Rede auf den verstorbenen Baron von Schroeder in Hamburg, der 97 Jahre alt, bis zu seinem Ende geistige Frische bewahrt hatte, worauf der Kanzler sagte: „Wenn mein allergnädigster Herr das auch so macht, so habe ich wenig Aussicht, meine letzten Lebensjahre als Mensch zuzubringen — als General pensionirt — mit dem Okulirmesser arbeiten zu können.“ —

Die vor einigen Jahren angelegte Pflanzung der großen Kaukasustannen stand jetzt bereits zu dicht und ich hatte wiederholt mit dem Oberförster über das Verdünnen derselben gesprochen. Der Fürst aber hatte nie darauf reagirt. Gleich bei der Suppe gestattete ich mir, die Rede darauf zu bringen, worauf Bismarck sehr laut und heftig, so daß die Unterhaltung bei Tisch stockte, sagte: „Daß mir die Pflanzung nicht angerührt wird, — das ist eine Waldpflanzung und die soll waldmäßig aufgehen.“ Worauf ich, da ich im Rechte war und mich nicht so abtrumpfen lassen wollte, zwar ganz bestimmt aber doch bescheiden antwortete: „Verzeihen Durchlaucht, es ist eine Schutz- und keine Waldpflanzung, um Ihnen Schutz gegen die Westwinde zu geben; thun wir nichts, so wird die Pflanzung im Innern und unten kahl, und der beabsichtigte Zweck, für den sie angelegt wurde, wird nicht erfüllt. Es ist, ich erlaube mir, nochmals darauf hinzuweisen, eine Schutz- und keine Waldpflanzung!“ Der Botschafter Hohenlohe hatte auf die vorausgegangene Apostrophe Bismarcks mit seinen sprechenden Augen zu mir herübergeblickt, als wollte er sagen: „Ich bin begierig, wie sich der da aus dieser Affaire herauszieht.“

Der Fürst ließ meine Einwendung unbeantwortet und der Gegenstand wurde zunächst nicht weiter berührt. Beim Rauchen ließ er sich die Sache aber nochmals erklären. Hohenlohe fuhr um acht Uhr nach Hamburg, als er schon an der Thür war, rief Bismarck ihm nach: „Machen Sie's nur fein säuberlich, wie bisher."

Als ich mich eine Stunde später empfahl, stand Bismarck auf, nahm meine beiden Hände und sagte mit seinem sonnigsten Blick: „Lieber Herr Booth, ich habe mich in letzter Zeit soviel von meinem Leibarzte tyrannisiren lassen müssen, so will ich es jetzt auch von meinem Baumarzte geschehen lassen." Es war wirklich bezaubernd, mit welchem gütigen Ausdruck der große Mann dies sagte, mit seinen wundersamen Augen mich freundlich anblickend.

Seit der neuen Schweningerschen Kur finde ich übrigens Bismarcks Gesundheitszustand viel besser. Das starke Trinken bei Tisch hat ganz aufgehört, auch Suppe, Kaffee und Schnaps existiren für ihn nicht mehr.

Der Fürst ist viel dünner geworden, das Zeug hing ihm schlotterig am Leibe.

*

Am 16. November 1883 erhielt ich aus Friedrichsruh die Mittheilung, in der letzten Woche habe eine neuerdings beabsichtigte Anpflanzung nicht vorgenommen werden können, „weil der Fürst an einem Rückfalle litt, jetzt geht es ihm, Gott sei Dank, wieder besser." Ich wurde veranlaßt, an einem beliebigen Tage der nächsten Woche zu kommen. „Der Fürst hat gebeten, daß Sie dann bei ihm essen möchten."

Das Tagebuch besagt:

Friedrichsruh, 19. November 1883.

Anknüpfend an unsere letzte Unterredung gab der Fürst mir plein pouvoir hinsichtlich der Durchforstung der großen Kaukasustannen, die zu dicht standen. Er sah heute sehr wohl aus. Blanker Regenrock, hohe Schmierstiefel, Jagdmütze mit großem Schirm, Brille, weiße Offizierhandschuhe, großer Stock, begleitet von Tyras — zum Malen!

Langes Gespräch über neue Wegeanlagen. Hübsche Bemerkungen über Landschaftliches. Um sechs Uhr zu Tisch. „Fünf Kilometer bin ich heute gegangen, ich kann nicht mehr ordentlich marschiren; früher bin ich häufig von Berlin nach Potsdam gegangen, namentlich auch nach Spandau, wo man in einer Kutscherkneipe vorzügliche Bratkartoffeln mit Zwiebeln und ein Kotelett mit einer besonderen Sauce bekam."

Bismarck erzählte von den Behrendschen Papierfabriken in Varzin und sprach englisch als die Diener eintraten: „They pay me a rent of £ 4000." Unterhaltung über den Eucalyptus-Baum. „Eigentlich sollte man — sagte Bismarck — mit großen Kapitalien nach dem Süden, Nordafrika oder Portugal gehen, und dort große Pflanzungen machen." Diese Bemerkung ist ein neuer Beweis für seine Passion für Kulturen und Pflanzen.

In anderem Zusammenhange: „Die Söhne berühmter Gelehrter sind meistens unausstehliche Leute." Später erzählte er eine Geschichte, die ihm mit einem Schiffer auf Rügen passirte: „Wer sind Sie denn?" fragte er mich. „Graf Bismarck." — „Ach was, narren Sie mich doch nicht!" „Nein, das thu' ich nicht." Und wuthentbrannt fuhr er von dannen! —

Demnächst wandte sich das Gespräch seiner Gesundheit und den verschiedenen ärztlichen Behandlungen von Dr. Cohen und Schweninger zu. „Ersterer gestattet keine den Schmerz direkt lindernde Mittel, Letzterer erlaubt solche; Weintrauben, welche Cohen für schädlich hält, darf ich nach Schweninger genießen. Ich darf nichts essen als morgens ein Beefsteak und nachmittags Hammelkotelett, — und am nächsten Tage dasselbe, aber in umgekehrter Reihenfolge."

Beim Rauchen sprachen wir eingehend über japanische Nadelhölzer. Bismarck schrieb sich mit seinem großen Bleistift auf den Rand einer Zeitung zahlreiche Namen derselben, welche ich nachher revidiren mußte und wobei ich noch manchen hinzufügte.

Graf Rantzau legte ein Papier zur Unterschrift vor. Bismarck, die Feder in der Hand, las es durch, machte einige Interpunktionen, und sagte, nicht tadelnd, nur bemerkend: Hier ist zweimal „auch"

gesagt, strich es durch, und dann erst unterzeichnete er. Wie genau und sorgfältig er alles nimmt!

Hier knüpfte sich einiges über das Adressiren von Briefen an, und der Fürst sagte: „Wenn ich an den Kaiser einen Brief selbst adressire, so ist es ein Zeichen, daß die Sache ganz zwischen uns bleiben muß, daß Niemand davon erfahre, und ich weiß, daß dann der Kaiser mit Niemandem darüber spricht."

Ich erzählte von der Baronin Tiesenhausen (geb. v. Manteuffel), die während ihres Aufenthaltes in Friedrichsruh mich in Flottbek besucht hatte, — eine höchst interessante und merkwürdige Frau, sehr befreundet mit dem Fürsten, — worauf er sagte: „Die hätte ich beinahe geheirathet," und er erzählte dann eine Geschichte mit der Verwechselung zwischen ihm und dem Grafen Keyserlingk, dessen Nichten oder Cousinen, zwei Fräulein von Manteuffel, er in Berlin umhergeführt hatte.

*

Der folgende Besuch war veranlaßt durch eine Mittheilung, die ich am 25. November 1883 aus Friedrichsruh mit dem Anheimstellen erhielt, mich am 29. dort einzufinden.

Friedrichsruh, 29. November 1883.

Ein prächtiger Tag begünstigte heute wiederum die Pflanzungen, — die großen Cupressus Lawsoniana und Hemlockstannen sollten die nach Norden gelegene öffentliche Straße decken und dieser Zweck war vollständig erreicht. Bismarck kam wiederholt zu der Arbeit, und als er nach vollendeter Pflanzung nachmittags erschienen war, sagte er hocherfreut: „Das sind ja Potemkinsche Coulissen."

Das preußische landwirthschaftliche Ministerium hatte einen Bericht „über den bisherigen Verlauf der Versuche mit ausländischen Holzarten" an den Landtag vertheilen lassen,[1] — eine Publikation, die mir etwas verfrüht erschien; denn nachdem im Jahre 1881

---

[1] Drucksache Nr. 9, Haus der Abgeordneten, 15. Legislaturperiode, II. Session 1883—1884.

zuerst die Mittel zu den Anbauversuchen mit ausländischen Holzarten bewilligt worden waren, konnte doch bis dahin unmöglich das Geringste berichtet werden. Im Gegentheil, der Sache wurde hierdurch geschadet, da die an und für sich schon übermäßige Schreiberei, mit welcher die Forstleute geplagt sind, nun noch durch diesen direkt von der Regierung ausgehenden Fragebogen vermehrt wurde. Die Oberförster, welche in dieser Sache direkt mit der Hauptstation des forstlichen Versuchswesens, Eberswalde, zu verkehren hatten, sahen sich in der unerquicklichen Lage, einen direkt von der Regierung vorgelegten Fragebogen beantworten zu müssen, ohne daß bei der Kürze der Zeit irgend etwas Wesentliches zu sagen gewesen wäre. Ich habe mir später die Originalberichte zur Durchsicht erbeten und dabei die Verwünschungen ermessen können, mit denen die Oberförster diese Arbeit begleitet haben müssen.

Von der erwähnten Abgeordnetenhaus-Drucksache hatte ich kein Exemplar erhalten, und als ich später dem Oberforstmeister Danckelmann vorhielt, er hätte mir doch auch eins schicken können, sagte er zu meinem Erstaunen: ich habe mir heute auch eins ausgebeten, und so kam es heraus, daß dieser im ganzen sehr günstige Generalbericht im Ministerium aus den Einzelgutachten der Oberförster von ganz geschickter und kundiger Hand angefertigt worden war.

Als ich dem Fürsten bei Tisch sagte, der Oberförster Lange habe mir die oben erwähnte Abgeordnetenhaus-Drucksache gezeigt und als ich dabei meine Verwunderung ausdrückte, daß ich, der ich die Sache doch ins Rollen gebracht, nicht berücksichtigt worden sei, sagte Bismarck: „Darüber dürfen Sie sich nicht wundern, auch ich habe keins bekommen, das Exemplar, welches Sie bei Lange gesehen haben,[1] verdanke ich der Güte meines Sohnes Wilhelm, der als

---

[1] Die Randbemerkungen, mit der Fürst Bismarck die Drucksache versehen hat, beweisen, mit welchem Interesse er die Lektüre bethätigt haben mochte. So z. B. machte er auf S. 6 Zeile 19 von oben, wo die Rede davon ist, daß ganze Kampbeete der gemeinen Kiefer total erfroren seien, während die daneben liegenden Beete der Douglas-Tanne nur an den Spitzen Schaden gelitten hatten, ein Ausrufungszeichen und schrieb in margine: „Dann hört Alles auf!“

Abgeordneter eins erhalten hat. Die Vertheilung haben ein Paar Unter-Mandarine gemacht, und da Sie und ich nicht auf der Liste standen, sind wir leer ausgegangen. Das geht alles nach einer bestimmten Schablone."

Der Fürst war heute in vorzüglicher Stimmung, erzählte und sprach viel und über die verschiedensten Dinge. Es war unmöglich, alles festzuhalten. „Ich würde — sagte er u. a. —, analog wie jeder sein militärisches Dienstjahr abdienen muß, von jedem die Erlernung eines Handwerks, wozu ich auch die Landwirthschaft rechne, verlangen; z. B. müßte Jemand zur Prüfung einen Sack selbstgezogener Kartoffeln bringen mit Certifikat, daß ihm kein anderer dabei geholfen."

Ueber die Juristen: „Der unbefriedigte Jurist kann seinem Aerger im Laufe der Zeit an seinen Gegnern und den Parteien Luft machen." „Die Juristen behandeln die Verbrecher als interessante Objekte, an denen sie ihre Studien machen, daher die rücksichtsvolle Behandlung der Verbrecher."

„Ich habe das in ausländischen, hohe Zinsen tragenden Staatspapieren angelegte Kapital stärker zur Steuer heranziehen wollen, um das Publikum vor exotischen Papieren zu schützen. Bleichröder sagte mir einmal, in russischen Papieren seien in Deutschland über eine Milliarde angelegt; so gut diese Papiere in ruhigen Zeiten auch sein mögen, so können sie in bewegten auf sechzig und siebzig fallen, und beim Ausbruch des Nihilismus mögen sie auch auf elf und sieben herabgehen."

Vom Professor Adolph Wagner, der grade eine große Rede im Reichstage gehalten hatte, sagte der Fürst: „Er hat mir mein Tabaksmonopol verdorben."[1]

Ueber die Parteien: „In andern Ländern stützen die Parteien in vielen wesentlichen Dingen die Regierung zum Nutzen des Landes, bei uns stopft jede Partei ihre eigene Matratze und will die Regierung mit hineinstopfen; was soll diese nun mit sieben oder

[1] Wahrscheinlich eine Anspielung auf die von Ad. Wagner dem Fürsten in Kissingen vorgeschlagene Verquickung des Tabakmonopols resp. seiner Erträgnisse mit der Invalidenversicherung (patrimonium pauperum).

acht Parteien anfangen? Die Deutschen sind ein streit- und zanksüchtiges Volk. Das Zustandekommen der neuen Gesetze für die Arbeiterversicherung wird sich auch so lange hinziehen, bis es zu spät sein wird."

„Statt Griechisch sollte man bei uns Polnisch und Russisch lernen, — wir haben zwei Millionen polnischer Unterthanen und eigentlich sollte der König polnisch können."

„Ich habe mit einem Hesse aus Altona studirt (der Fürst hatte gelesen, daß neulich ein alter Dr. Hesse gestorben war), dem haben wir einmal einen Streich gespielt, sein Zimmer ausgeräumt, die Bücher und alles Zeug auf die Treppenstufen vertheilt, mit dem Roman „Schief Levinche" und der aufgeschlagenen Seite, wo es heißt: „Du sollst verkommen wie die schwarze Seele der schwarzen Schlange 2c. 2c." Er verklagte mich; vor dem Universitätsrichter lachte Alles über meine Vertheidigung, da ich all' dieses Zeug aus dem Buche wiederholte und nur in diesen Redewendungen sprach. Ich kam schließlich mit einem gelinden Verweise davon."

„Die Notabeln im Elsaß sind viel junkerhafter als der preußische Junker."

Ich sprach über den Kronprinzen und seine Reise nach Spanien und Italien und seine vorzügliche Aufnahme in Spanien. Darauf sagte der Fürst: „Er hat eine schöne, liebenswürdige Persönlichkeit, namentlich den kleinen Azteken gegenüber mag er sich imposant ausgenommen haben. Er ist empfänglich für die guten Eindrücke, die er hervorbringt, nach dem Worte „love of approbation." — Ist das nicht hübsch ausgedrückt?

Abends spät kamen Minister v. Boetticher und die Geheimräthe Gamp und Boediker an, um dem Kanzler über die Unfallversicherung der Arbeiter Vortrag zu erstatten, und ich empfahl mich um zehn Uhr.

*

Eine Frage von großer Wichtigkeit für die zukünftige Villenkolonie im Grunewald war eine möglichst direkte und schnelle Verbindung mit Berlin. Die Kurfürstendamm-Gesellschaft hatte den

in Berlin bis dahin noch unbekannten Dampfwagen in Aussicht genommen. Eines Tages forderte Bismarck mich auf zu ihm zu kommen. Er wollte hinausfahren nach dem Kurfürstendamm, um selbst eine Probefahrt zu machen. Da ich dieses vorausgesehen hatte, war der Wagen seit einer Woche stets geheizt, um jederzeit bereit zu sein.

Während der Fahrt durch den Thiergarten konnte ich aus den Worten des Fürsten entnehmen, wie man ihm diesen Wagen selbst geschildert hatte. Angekommen, da, wo jetzt die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche steht, wurde der Wagen bestiegen und die Fahrt nach Halensee angetreten. — Unterwegs wurde ausgestiegen, der Fürst wollte sich persönlich überzeugen, in wie kurzer Zeit der Wagen zu stoppen vermöge. Es wurden verschiedene Exercitien zur Zufriedenheit ausgeführt. Die Probefahrt hatte auf den Fürsten einen günstigen Eindruck gemacht. Bei der Verabschiedung reichte mir Bismarck die Hand und sagte in der ihm eigenen verbindlichsten Art: „Ich danke Ihnen für die Belehrung, ich habe ein Vorurtheil gehabt." Die obrigkeitliche Genehmigung ließ nun nicht mehr lange auf sich warten.

An dieser Stelle ist auch noch einer anderen interessanten Episode zu gedenken: Die Beseitigung des berüchtigten schwarzen Grabens. Einen wahren Rattenkönig an Schwierigkeiten hatte der Fürst ihn einst genannt. Diese offene, stinkende Kloake, deren schwarze, breiartige Masse langsam von Schöneberg nach Charlottenburg floß und die ganze Gegend, den ganzen Westen Berlins, verpestete. Und doch war die Beseitigung dieser Pesthöhle, man sollte es nicht für möglich halten, mit den unglaublichsten Schwierigkeiten verknüpft. Die Gelder für diese Kanalisation lagen seit langer Zeit bereit, aber verschiedene Bureaukraten aus verschiedenen Ministerien waren noch nicht ganz einig, und so stritt man sich schon seit einer Reihe von Jahren über allerlei gänzlich untergeordnete Dinge.

Einmal hatte der Fürst ein an ihn gerichtetes Schreiben über dieses öffentliche Aergerniß bei sich liegen. Ehe dieses an die zuständige Stelle weiterging, schrieb er an den Rand: „Ich kann die Richtigkeit nur bestätigen, denn ich habe mich gestern aus eigenem

Nasenschein davon überzeugt.“ Aber trotz alledem konnte er in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident dem schwarzen Graben nichts anhaben, — dieser ließ sich in seinem schwarzen Bett nicht stören, wohl wissend, daß die Uneinigkeit in den Ministerien ihn sobald nicht aus seiner Ruhe herausholen würde.

Es war mir klar, daß das Spiel gewonnen war, wenn dem als Ministerpräsidenten ohnmächtigen Fürsten eine Handhabe gegeben würde, als Reichskanzler einzuschreiten. Ich erinnerte mich, wie der Fürst mir im Winter 1879 einmal in Friedrichsruh erzählt hatte, welche Maßregeln er gegen die Einschleppung der in Rußland aufgetretenen Pest von Reichswegen ergriffen habe. Als nun Ende September 1886 die Cholera in Budapest auftrat, machte ich nach vorheriger Besprechung und Verständigung mit der Reichskanzlei eine Eingabe an den in Varzin weilenden Fürsten Bismarck, worin die schleunigste Beseitigung dieser großartigen Bazillenkultur im Hinblick auf die drohenden Gefahren der aus dem Südosten heranziehenden Cholera beantragt war. Jetzt griff Bismarck durch Vermittlung des Kaiserlichen Gesundheitsamts ein, und am 20. Oktober bereits, nachmittags 6 Uhr, konnte ich nach Varzin depeschiren:

„Ehrerbietigst für Euer Durchlaucht Machtwort dankend, gestatte ich mir die gehorsamste Mittheilung zu machen, daß soeben der erste Spatenstich zur Kanalisation des schwarzen Grabens gethan wurde.“

Nicht umsonst hat Fürst Bismarck in späteren Jahren sich mir und anderen gegenüber wiederholt dahin geäußert, „daß ihm beim Bau des Kurfürstendammes unzählige Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden seien, mehr als alle Diplomaten Europas ihm je in einer Sache bereitet hätten.“

*

Am 7. März 1887 promenirte ich nachmittags auf dem Kurfürstendamm. Groß war meine Ueberraschung, als ich plötzlich Bismarcks leere Equipage gewahr wurde. Auf Befragen erhielt ich von dem Kutscher die Auskunft, daß der Reichskanzler ausgestiegen

sei und mitten im Felde die vollendete Kanalisation des schwarzen Grabens in Augenschein nehme. In aller Eile ging ich auf ihn zu, dankte ihm für das Machtwort zur Beseitigung der Kalamität und hielt ihm Vortrag über die Ausführung der Kanalisationsarbeiten. Nach dem Wagen zurückgekehrt, lud der Fürst mich ein, an seiner Seite Platz zu nehmen; er erkundigte sich auf dem Wege nach Wilmersdorf nach der Entwickelung der Grunewaldkolonie, worauf ich ihm erwiderte, daß die politischen Störungen einen Pessimismus an der Börse hervorgerufen hätten, und daß man noch nicht den Muth habe, das Optionsrecht auf das fiskalische Terrain auszuüben. Auf die Bemerkung Bismarcks: „Bei Frankreich hängt alles davon ab, was Boulanger macht," erwiderte ich, daß man an der Börse namentlich über Rußlands Haltung besorgt sei, worauf der Fürst mit Sicherheit sagte: „Nein, es droht nur von Frankreich; von Rußland haben wir nichts zu fürchten." Der Fürst wollte augenscheinlich die Bedenken des Finanziers über die Opportunität eines aktiven Vorgehens in Sachen der Grunewald-Kolonie beseitigen.

Auf der Rückfahrt von Wilmersdorf durch die Kaiser-Allee kamen wir an das Joachimsthalsche Gymnasium, in dessen Nähe ein größeres Gebäude die Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich zog. Auf seine Frage erwiderte ich: „Es ist Madais Stift für unglückliche Mädchen"; darauf der Fürst: „Damit hat er sich ein Loch in den Himmel sichern wollen; er hätte aber auch gleich daneben ein Stift für Bauchsünder einrichten sollen." (Madai war bekanntlich ein Gourmand.)

Am Kurfürstendamm angekommen, ließ der Fürst halten und ich empfahl mich.

*

Am 4. April 1887 erhielt ich um 2 Uhr nachstehendes Telegramm:

Ich bitte Sie, heute um 6 Uhr bei mir zu essen.

v. Bismarck.

Das Tagebuch besagt:

Berlin, 4. April 1887.

Ich war mit dem fürstlichen Paare und Schweninger allein, letzterer verließ uns aber bereits um 7 Uhr. Bei Tisch kam das Gespräch auf Irland. Die Verhältnisse auf der Insel müßten von Grund aus umgestaltet werden. Die augenblickliche Lage sei die Frucht einer jahrhundertelangen Mißwirthschaft; das bestehende System müsse ganz verlassen werden, wenn nur modifizirt, würde es nicht besser werden.

Ueber seine Gesundheit sprechend, erwähnte ich: „Als ich vor zehn Jahren Eure Durchlaucht zum ersten Male in Friedrichsruh gesehen habe, fand ich Sie so leidend, daß ich nicht geglaubt hätte, Sie würden es noch lange machen. Ihr Gesundheitszustand hat sich doch seitdem wesentlich gebessert."

„Ich glaubte ebenfalls — erwiderte der Fürst —, daß es damals bald mit mir vorbei sein werde," und er erinnerte an die Zeit des Berliner Kongresses im Jahre 1878, wie kaput er damals gewesen sei.

Die Fürstin erkundigte sich, wie sich die Sache mit dem Kaiser aufgeklärt habe. Bismarck antwortete, er habe ein Billet vom Kaiser erhalten, derselbe sei nun wieder beruhigt, und er erzählte dann: „Ich hielt dem Kaiser zuerst mündlich Vortrag über eine sehr wichtige Sache, und daran anschließend überreichte ich ihm in einer anderen Sache ein Aktenstück. Nun meinte aber der Kaiser, es müßten zwei Schriftstücke gewesen sein, worauf er in großer Sorge nach der zweiten Piece unter seinen Papieren gesucht hat." — „Der arme Kaiser," rief die Fürstin mehrmals.

Nach Tisch setzte Bismarck bei der Pfeife die Unterhaltung über den Kaiser fort. Wie er in einem Alter zur Regierung gelangt sei, wo andere Menschen bald sterben. Ursprünglich habe er eine Erziehung genossen, die unter den Vorurtheilen seines Standes erheblich gelitten habe. „Guter Offizier, liebenswürdig mit Damen." — Ich sagte, er müsse aber doch den Kern zu etwas sehr Tüchtigem gehabt haben, und wies auf die Rede hin, die der damalige Prinz von Preußen im Vereinigten Landtage in Berlin als Abgeordneter

für Wirsitz gehalten habe.[1] „Nun — sagte Bismarck —, die war ja vorher festgestellt. Beredsamkeit hatte er nicht, doch spricht er zuweilen gut zu den Generalen. Aber was einzig bei ihm ist, das ist seine Treue und seine Zuverlässigkeit; es ist nicht genug, daß ich sie meinem Herrn halte, sondern ich muß auch überzeugt sein, daß er für mich einsteht. Hat man dem Kaiser etwas gerathen, was sich in der Folge als unrichtig herausstellt, so hat er mit seiner einmal gegebenen Unterschrift auch alle Verantwortung übernommen, und niemals wird einem der etwaige Mißerfolg vorgehalten."

In seiner Erzählung über Kaiser Wilhelm I. fortfahrend, bemerkte der Fürst: „In der Konfliktszeit bin ich einmal dem König, der von Baden-Baden nach Berlin fuhr, bis Jüterbog entgegengefahren. Ich fand den König in gedrückter Stimmung; die Königin hatte ihm vorgestellt, daß es ihm wie Karl I. mit seinem Minister Strafford ergehen werde, daß sie auf dem Schaffot sterben würden. Darauf sagte ich, daß ich das für einen ebenso ehrenvollen Tod ansehen würde, für die von uns als richtig anerkannte Sache auf dem Schaffott am Opernplatz zu sterben, als auf dem Schlachtfelde. Ich für meine Person hätte nichts dagegen, mich, wie ein Offizier ruhig auf seinem Posten, erschießen zu lassen. Ich hatte ihn damit ans porte d'epée, an die militärische Ehre gefaßt, und als wir nach Berlin kamen, war er in bester Stimmung."[2]

Auf meiner forstlichen Versuchsstation in Sülldorf in Holstein hatte ich vor einer Reihe von Jahren die zu Anbauversuchen gewählten ausländischen Holzarten neben der gewöhnlichen Kiefer auf größeren Flächen angebaut. Ich hatte von allen Holzdurchschnitte mitgebracht, die der Fürst nun, auf der Chaiselongue liegend und rauchend, fast zwei Stunden lang aufs genaueste prüfte. Er zählte, mit seinem großen Bleistifte die Jahresringe notirend, verglich eins mit dem andern und zeigte das lebhafteste Interesse an meinen Erläuterungen. Wir besprachen die Schwierigkeiten, die ausländischen Holzarten in den Wald einzuführen, theilweise veranlaßt

[1] Cfr. Peter Reichensperger: Leben eines alten Parlamentariers.

[2] Die Erzählung findet sich ausführlicher mitgetheilt in Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, Bd. II, S. 284.

durch die bureaukratische Behandlung und die mancherlei Fehler, die darauf zurückzuführen sind. Um zehn Uhr verabschiedete ich mich.

*

Der nächste Besuch in Friedrichsruh erfolgte am 21. November 1887.

Das Tagebuch besagt darüber:

Eine der ersten Fragen des Reichskanzlers war: „Wie steht es mit dem Kurfürstendamm?" Ich erwiderte, daß unter der Leitung des Geheimrath Delbrück ein Konsortium in der Bildung begriffen wäre, und daß ich mit Bestimmtheit hoffte, die Sache käme zu stande, um endlich aus den Händen des Fiskus herauszukommen. Nun sei aber durch die bedrohlichen Zustände an der russisch-österreichischen Grenze allen Interessenten angst geworden. Darauf sagte der Reichskanzler, dem es entschieden darauf ankam, die Bedenken bei mir und meinen Freunden zu zerstören, damit endlich der Kurfürstendamm in der Inangriffnahme des Grunewalds seinen Abschluß erhielte: „Die Russen machen dort keinen Krieg, — dafür komme ich auf" und bekräftigte diesen letzten Satz mit einem leisen Schlag auf den Tisch. „Der Ausbruch des Krieges hängt von etwas ganz anderem ab, wie England sich zu Rußland stellt: ob es ein stoßender Stier oder ein asthmatischer Mastochse sein wird. In letzterem Falle würde unsere Allianz mit Italien wenig nützen, da es seine halbe Armee gegen Frankreich zur Küstenvertheidigung gebrauchen müßte, denn die vereinigte deutsche, österreichische und italienische Flotte ist der französischen noch nicht gewachsen. Wird England aber der stoßende Stier sein, ist nicht nur die französische Flotte lahm gelegt, sondern es werden in diesem Falle auch die Türken gegen Rußland gehen."

Ich erwiderte, England sei unberechenbar. „Jawohl — sagte Bismarck —, wie in England die vielen Köpfe das Unberechenbare zu Wege bringen, so ist in Rußland der eine Kopf des Zaren unberechenbar."

Ich wies auf die wiederholten Kriegsrathssitzungen in Oesterreich unter dem Vorsitz des Kaisers hin, worauf Bismarck sagte:

„In Oesterreich kann nichts geheim bleiben, dazu kommt der re nommirende Ungar und die Presse" — und nochmals betonte er, daß alles dort unten nichts zu bedeuten habe.

Graf Rantzau sprach von der Besteigung des Kilima Ndscharo durch Dr. Meyer. So kamen wir auf ostafrikanische Verhältnisse. Ich sagte, unsere Kolonisten redeten mehr als sie thäten und erschwerten die guten Beziehungen von Said Bargasch zu Deutschland, worauf Bismarck erwiderte: „Said Bargasch hat sehr berechtigte Interessen und unsere Aufgabe muß sein, sich mit ihm möglichst gut zu stellen. Aber der Deutsche, wenn er ins Ausland kommt, glaubt, seine Zigarre am Monde anzünden zu können."

Ich hatte die große Scheibe der Douglasfichte, welche ich aus dem Douglasbestande des Lord Mansfield zu Scone Palace (Schottland) erhalten hatte, dem Fürsten mitgebracht. 2 Fuß Durchmesser mit 25 Jahresringen und ca. 18 Zoll Kernholz. Er war erstaunt und erfreut, daß ich bei meiner Besichtigung aller Kulturflächen in Friedrichsruh mit der Entwickelung der ausländischen Nadelhölzer so sehr befriedigt gewesen wäre.

Bei Tisch, wo außer mir noch Graf und Gräfin Rantzau und Oberförster Lange zugegen waren — die Fürstin besorgte Einkäufe in Berlin —, aß und trank der Fürst sehr wenig, sah überhaupt etwas angegriffen aus. Ich bemerkte dies und darauf sagte er: „Die Tage in Berlin waren sehr sauer" (Anspielung auf die ihm vom Kaiser von Rußland vorgelegten Depeschen, betreffend Bulgarien). Lange erzählte etwas über eine Wahl, über Uneinigkeit der Konservativen. Darauf sagte Bismarck: „In der konservativen Partei herrscht stets eine polnische Wirthschaft" und in Rücksicht auf den heutigen Bußtag in Lauenburg: „In der katholischen Kirche ist das anders, einheitlich, — in der evangelischen ist es schwer, derartiges gleichmäßig zu gestalten, jeder glaubt von seinem Recht etwas fortzugeben."

Meine nächste Begegnung mit dem Fürsten war eine zufällige und zwar in Berlin. Am 30. April 1888 unterzog derselbe gegen 5 Uhr nachmittags die im Umbau begriffene Strecke der Großen Berliner Pferdebahn zwischen Magdeburger und Lützow-Platz hin-

sichtlich des dort gelegten Holzpflasters einer eingehenden Inspektion. Das zu demselben in Verwendung kommende Rohmaterial entstammte seinen Forsten und wurde von der in diesen etablirten Fabrik geliefert.

Der Fürst, die Augen mit einer Brille bewaffnet, aber stramm wie immer, sah wohl aus und folgte der Führung eines Technikers resp. Oberbeamten der Gesellschaft, von einer großen Menschenmenge begleitet, die ihm fortwährend begeisterte Ovationen bereitete. Ein Zufall hatte mich eben in die Lützowstraße geführt; als Bismarck mich erkannte, winkte er mir zu sich heran, reichte mir die Hand und bemerkte, die Unterhaltung mit dem Ingenieur unterbrechend: „Wie steht es mit dem Grunewald?" — Was konnte ich anderes darauf antworten, als daß das Ableben des Kaisers Wilhelm I. die s. Z. in Friedrichsruh besprochene Finanzirung noch etwas hinausgeschoben hätte, worauf Bismarck den Finger aufhob und sagte: „Ich habe Ihnen doch den Frieden gehalten!", als wollte er sagen: Ich habe mein Wort gehalten und Sie? Es klang etwas vorwurfsvoll, wenn er sich auch sehr freundlich verabschiedete.

*

Wir nähern uns dem Tage, da Bismarck die Zügel der Regierung anderen Händen übergeben mußte, dem verhängnißvollen Märztage des Jahres 1890. Nicht ahnend, daß bereits in den nächsten Tagen der größte Staatsmann aller Jahrhunderte in den Ruhestand treten sollte, schrieb ich ihm am 13. März, daß das vorzügliche Gedeihen der von mir vor einigen Jahren im Grunewald angelegten Pflanzung den Wunsch in mir erweckt habe, einen solchen Bestand dauernd zu sichern, und zu diesem Behufe auf fiskalischem Terrain eine große Pflanzung auf meine Kosten anzulegen.

„Eure Durchlaucht — so schrieb ich — haben bisher den ausländischen Waldbäumen ein so warmes Interesse geschenkt, daß ich ehrerbietigst die Bitte auszusprechen wage, über diesen Gegenstand mündlich vortragen zu dürfen, um, falls mein Plan sich Hochdero Beifalls erfreuen sollte, mir die in dieser Angelegenheit zu

unternehmenden Schritte von Eurer Durchlaucht bezeichnen lassen zu können."

Bereits am folgenden Tage (14. März) erhielt ich ein Schreiben aus der Reichskanzlei, worin Herr Dr. von Rottenburg mir mittheilte, meine vorerwähnte Eingabe sei dem Herrn Reichskanzler mitgetheilt worden. „Seine Durchlaucht hat mit Rücksicht auf die Ueberhäufung mit Geschäften bestimmt, daß ihm dieselbe nach vierzehn Tagen wieder vorgelegt werde."

*

Am 25. März 1890 hatte ich das Glück, den eben aus seinen Aemtern geschiedenen Fürsten Bismarck bei dem letzten Besuche zu sprechen, den er dem Grunewald machte. Als der Altreichskanzler meiner ansichtig wurde, blieb er stehen und reichte mir die Hand. Darauf bemerkte der Fürst, zu der ihn begleitenden Dame gewendet: „Hier kann ich Ihnen, gnädigste Frau Gräfin, den berufensten Zeugen meiner Thätigkeit im Grunewald vorstellen!" worauf ich erwiderte: „Was wäre wohl aus der Sache geworden, wenn Eure Durchlaucht nicht Ihre schützende Hand darüber gehalten hätten." Der Fürst wollte dies aber in seiner Bescheidenheit nicht gelten lassen, und die Hand an seine Mütze legend, bemerkte er mit einer gewissen feierlichen Miene: „Ich habe nur den Willen meines hohen Herrn ausgeführt."

Ich fragte Seine Durchlaucht, ob er nicht gelegentlich noch meine im Grunewald gemachten Anpflanzungen besichtigen möchte, worauf er erwiderte: „Ich gehe bald fort, denn mich leidet es hier nicht mehr." Auf meine Bemerkung, ich möchte noch gern eine wichtige Sache in betreff der ausländischen Waldbäume mit ihm besprechen, sagte der Fürst: „Ich habe nichts mehr zu sagen. In Friedrichsruh bin ich zu jeder Zeit zu sprechen." Darauf empfahl er sich mit Handschlag.

*

Anfangs Juni 1890 wünschte der Privatsekretär des Fürsten, Dr. Chrysander, von mir Aufschluß über eine Persönlichkeit, die sich

in Friedrichsruh einzufinden beabsichtigte; wenige Tage später traf ein zweiter Brief Chrysanders ein, worin mir der Fürst sagen ließ, daß es ihm ein Vergnügen sein werde, wenn ich meine Absicht, die seit dem Jahre 1877 angepflanzten ausländischen Nadelhölzer wieder einmal zu besehen, ausführen wollte. Mein Besuch erfolgte demnächst am 5. Juli 1890. Die über diese Begegnung in meinem Tagebuch gemachten Aufzeichnungen behalte ich für mich.

*

Es währte nahezu zwei Jahre, bis ich wieder den Vorzug hatte, mit dem Fürsten zusammenzutreffen. Ich hielt mich im Sommer 1892 zu einer Kur in Kissingen auf, und gab natürlich in der oberen Saline bei dem Alt-Reichskanzler meine Karte ab. Am 14. Juli war ich in der Richtung der oberen Saline gefahren und begegnete auf dem Rückwege dem Fürsten Bismarck, welcher, weil es regnete, in geschlossenem Wagen fuhr. Er erkannte mich gleichwohl, grüßte freundlich und war augenscheinlich überrascht, mich hier mitten im Walde zu treffen.

Abends kam ein Eilbote aus der oberen Saline ins Hotel mit der Meldung Chrysanders: „Seine Durchlaucht würde erfreut sein, wenn Sie morgen, Freitag, das Frühstück mit ihm einnehmen wollten. $^{3}/_{4}1$ Uhr mittags.“

Ich lasse hier wieder mein Tagebuch sprechen.

Kissingen, 15. Juli 1892.

Der Fürst setzte mich gleich bei der Begrüßung in Verlegenheit, indem er sich förmlich entschuldigte, daß er gestern bei unserem Begegnen seinen Wagen nicht hatte halten lassen; der strömende Regen habe ihn daran verhindert. Gegenwärtig waren außer Bismarck und der Fürstin Dr. Chrysander und der Gymnasialdirektor Dr. Oskar Jäger aus Köln. Letzterer, beschäftigt mit einer das Schlosser-sche Geschichtswerk ergänzenden Geschichte der neuesten Zeit, hatte den Fürsten gebeten, ihm einige Aufschlüsse bezüglich der schleswig-holsteinischen Frage zu ertheilen und darauf gleichfalls eine Einladung zu Bismarck erhalten. Dr. Jäger war auch Mitglied der von Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1890 berufenen Kommission zur Reform

des höheren Unterrichtswesens. Im Laufe der Unterhaltung bat derselbe, nachdem man sich zum Frühstück gesetzt hatte, den Fürsten Bismarck um die Erlaubniß, ihm folgende Frage stellen zu dürfen: „Hätten Eure Durchlaucht eine andere Erziehung zu haben gewünscht, als auf einem preußischen Gymnasium?"

„Ja, wo hätte das sein sollen? — antwortete der Fürst — entweder in Frankreich oder in der Schweiz oder auf einem Gymnasium in einem kleinen deutschen Staat? Ich bin sehr für die klassische Bildung und bedauere, daß auf Kosten der lateinischen Stunden die französischen vermehrt werden. Aber vieles hängt bei der Entwickelung eines Charakters von der Zeit und ihren Umständen ab. Vom Gymnasium ging ich als Atheist und Republikaner ab. Wir glaubten an Plato. Ich hatte immer einen furchtbaren Freiheitsdrang und Gleichheitsschwindel. So erinnere ich mich ganz deutlich als zehnjähriger Junge, daß auf dem Spielplatz ein Mitschüler unter die Pumpe gebracht wurde und bei mir die Idee kam, warum wir dieses nicht einmal mit dem Lehrer versuchen sollten, denn vereint hatten wir die Macht dazu. Ein anderes Mal stellte ich, als unser Hausknecht zur Reserve einberufen wurde, Betrachtungen darüber an, warum der König, ein Mensch, die Macht hätte, Leute wider ihren Willen einzuberufen und alle ihm folgen müßten."

Dr. Jäger fragte Bismarck, wie es möglich sei, daß Virchow und Stöcker, Männer von ganz entgegengesetzter Richtung, ersterer bei der Abstimmung 1866 im Abgeordnetenhause, letzterer in einer Parlamentsrede der letzten Session gegen die nach dem böhmischen Feldzug von Bismarck nachgesuchte Indemnität sich erklärten.

„Das sind Leute, die niemals unrecht haben wollen — sagte Bismarck —, Virchow, groß als Naturforscher, ist zum Politiker nicht berufen. Stöcker habe ich gedeckt, so lange ich konnte, nicht, weil ich in den von ihm vertretenen Dingen seine Ansicht hatte, sondern weil er sich tapfer und muthig paukte, und mit einem Tapfern muß man sich nie brouilliren, aber Agitator und Hofprediger passen nicht zusammen."

„Kaiser Friedrich hat man immer zu mir in Gegensatz bringen wollen, — er vertraute mir mehr, als sein Vater."

„Die Kaiserin Augusta hat mir mehr Schwierigkeiten gemacht als Virchow; sie hatte eine weit größere Dialektik als Kaiser Wilhelm, frühstückte jeden Tag mit ihm, las ihm Zeitungsausschnitte und Privatbriefe vor, so daß der Kaiser, wenn ich nachher Audienz hatte, mich mit geröthetem Kopfe oft recht ungnädig empfing und dann, wenn er etwas nicht wollte, sagte: ‚Ei der tausend, das wäre eine schöne Sache!‘ worauf ich meine Akten zusammenpackte und am nächsten Tage von Neuem anfing.“

„Uebrigens — schaltete der Fürst hier ein — welche Mühe hat es mir damals gemacht, den König zu der Nachsuchung der Indemnität zu bewegen. Er war zu wenig Lateiner und Jurist, um die eigentliche Bedeutung dieses Wortes zu verstehen; er dachte immer, was wir erbäten, sei, wenn es angenommen würde, eine Gnade vom Abgeordnetenhause, während es doch nur eine Bestätigung der von uns ohne Budget geführten Regierung war. Ohne diese Indemnität hätten wir uns den Süden nicht versöhnt, und wer weiß wie der französische Krieg, mit dem ich doch damals schon rechnen mußte, ausgefallen wäre ohne den Frieden, den ich mit dem Abgeordnetenhause machte.“

Hier sagte der Fürst mit einem Male: „Wenn schlecht regiert wird, kann der nächste Krieg ein siebenjähriger werden, wenn gut regiert wird, kann er vermieden werden.“

Eine ihm gebrachte Zeitung durchblätternd, sagte er: „Was die Leute nur immer darüber schreiben, ich wolle wieder Minister werden. Ich bin aber lange genug Höfling gewesen, um zu wissen, daß man das anders anfangen muß.“

Hinsichtlich der schleswig-holsteinischen Frage erzählte[1] der Fürst: „Der König war gegen jede Annexion, ebenso der Kronprinz.

[1] Ich finde die obenstehenden Bemerkungen fast wörtlich in Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, Bd. II, S. 8 f. Ich nehme an, daß dieser Theil der Denkwürdigkeiten damals bereits vollständig abgeschlossen vorlag; es lag nahe, daß Bismarck einzelne Stücke seinen Gästen erzählte; Bruchstücke sind wohl mit seiner Genehmigung auch bereits in die Tagespresse gelangt, insbesondere in die dem Fürsten damals besonders nahestehende „Münchener Allg. Ztg.“ durch Herrn Jacobi.

Man wollte dem Herzog Friedrich die Herzogthümer geben. Ich brachte in einem Conseil zum ersten Mal meinen Plan zur Sprache, wobei alle sehr ungeduldig waren, auf den Stühlen hin- und herrückten; der Kronprinz schlug sich wiederholt an den Kopf (dabei deutete Bismarck mit dem Zeigefinger wiederholt nach der Stirn, wie man zu thun pflegt, wenn einer verrücktes Zeug redet). Als der Protokollführer Geheimrath Costenoble mir am nächsten Tage das Protokoll brachte, fehlte meine ganze Rede, worauf Costenoble nach wiederholtem Fragen mit der Sprache herausrückte, das wäre auf Wunsch des Königs geschehen; dieser glaubte, es würde mir wohl sehr angenehm sein, denn er hätte nicht anders angenommen, als daß ich gestern sehr stark gefrühstückt hätte!! Als wir im Jahre 1864 in Gastein waren, war er sehr verstimmt gegen mich, so daß er tagelang mit mir nicht sprach. Bei unserem Besuche in Wien hatten wir eine Konferenz in Schönbrunn, an der Kaiser Franz Joseph, der König, Rechberg und ich theilnahmen. Der Kaiser fragte den König: „Ja, willst Du denn diese Lande haben?“ worauf ich, da der König nicht gleich antwortete, sagte: „Es ist mir sehr angenehm, daß Eure Majestät diese Frage in Gegenwart meines Allerhöchsten Herrn stellen. Wir müssen uns die Küste sichern, wenn wir überhaupt an die Entwickelung unserer Marine denken wollen. Gesetzt, es handelte sich um ein von uns gemeinschaftlich occupirtes Gebiet am adriatischen Meere, bei Triest, das uns sehr ferne läge, so würden wir, da es gar kein Interesse für uns hätte, gerne darauf verzichten.“ Darauf fragte der Kaiser den König: „Willst Du die Lande?“ worauf Letzterer nach einer Pause erwiderte: „Nein, ich will sie nicht!“

„Meine Verhandlungen mit dem Herzog Friedrich — fuhr Bismarck weiter fort — führten zu gar keinem Ziel; wer weiß, wenn er politisch klug gewesen wäre, ob wir nicht aus Schleswig-Holstein ein neues Großherzogthum hätten entstehen sehen, das am Bunde natürlich gegen uns gestimmt haben würde. Kiel mußten wir haben für die Flotte und das Land für den dereinstigen Nord-Ostsee-Kanal, auch mußte das Militär uns unterstellt werden. Als ich mit dem Herzog über die Abtretung des Landes für den Kanal sprach, meinte

er, das würde wohl mehr als eine Quadratmeile sein. Ob eine oder zehn, das kann ich nicht sagen, da sprechen Sie mit Moltke. Wenn er glaube, daß seine Interessen bei Oesterreich besser vertreten seien, so möge er sich dahin wenden. Mein letztes Wort aber will ich Ihnen, da Sie es verstehen, in Plattdeutsch sagen: „Wi hebbt dat Küken utbröd (ausgebrütet), wi wöllt em nu ok den Hals afdreihen."

Hier drängt sich uns unwillkürlich folgende Betrachtung auf: Wenn die holsteinische Frage sich, wie die dynastischen Kreise es wollten, im Gegensatze zu Bismarck erledigt hätte, wäre die deutsche Frage in der thatsächlich erfolgten Weise sicherlich nicht gelöst worden. Der Bundestag wäre geblieben, bei all seiner Uneinigkeit doch einig in dem Haß gegen Preußen, die Franzosen hätten das ungeeinigte Deutschland wahrscheinlich mit einem Theil der deutschen Fürsten besiegt und das Deutsche Reich und der deutsche Kaiser hätten vermuthlich noch bis heute nicht das Licht der Welt erblickt.

Im weiteren Verlaufe erzählte der Fürst: „Nachdem der König Lauenburg bekommen hatte, schien ihm, wenn auch nur wenig, dieser Zuwachs nicht unangenehm; ich sagte auch: „Eurer Majestät Vorfahren, die Hohenzollern, haben doch auch immer etwas Land ad saccum genommen."

Ich wäre gern hinter die Königsaue zurückgegangen, aber das Wort „Königsaue" bezog der König gewissermaßen auf sich und wollte nun auch die Insel Arö den Dänen nicht lassen, obgleich ich auf diese Insel verzichtet hätte."

Das alles erzählte der große Mann mit einer Bescheidenheit, ohne die geringste Erbitterung über die Opposition, die ihm gemacht worden war, sondern einfach eine Thatsache an die andere anreihend!

Und da spricht man davon, die Zeit sei 1866/1870 gekommen gewesen, wo die längst erstrebte deutsche Einigkeit eine geschichtliche Nothwendigkeit gewesen wäre.

Bismarck war vorzüglich bei Laune und Gesundheit, er hoffte, nachdem er noch über die schöne Entwickelung der ausländischen Waldbäume in Friedrichsruh gesprochen, mich auch dort nächstens

mal zu sehen. Beim Abschiede küßte ich ihm die Hand, worauf er meinen Kopf zwischen seine Hände nahm und mich auf die Backe küßte.

*

Es war dies meine letzte persönliche Begegnung mit dem Fürsten Bismarck; sein gütiges Verhältniß zu mir hat aber bis zu seinem Tode fortbestanden und seinen Ausdruck gefunden in freundlichen Dankschreiben, mit denen der Unvergleichliche gelegentliche Kundgebungen meiner Verehrung und Dankbarkeit beantwortete.

53

Booth, John Cornelius,

Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck

Hamburg 1899